

# **1. Jacques Derrida: Die Auffaltung der Paradoxie unter dem Namen: Différance<sup>1</sup>**

---

## **1.1 DIE FUNKTIONALE FRAGERÜCKSICHT**

Die theoretischen Anforderungen des »postmodernen« Diskurses, die Unheimlichkeit der verunmöglichten Thesenfindung; diese paradoxe Widersprüchlichkeit erfordern eine angepasste Herangehensweise an Problemstellungen. So wie sich die Suche nach dem Wesen der »Postmoderne« immer mehr in sich verkeilt, so wie sich eine Antwort auf die Frage nach ihren Definitionsmerkmalen, Kriterien oder Grundzügen zusehends verkompliziert hat, macht sich ein Übergang in der Ausrichtung der wissenschaftlichen Aufgabenstellung bemerkbar. Liest man die Bemühungen um das Wesen der »Postmoderne« in der Erwartungshaltung, eine widerspruchsfreie, klar umrissene und letztgültige Bestimmung zu erhalten, bleibt man enttäuscht zurück. Wenn man sich aber vor Augen hält, dass gerade im Aufeinanderprallen von Widersprüchen Beziehungen zwischen Aussageweisen aufscheinen, erhält man einen Einblick in neuartige Relationen, kann Aussagen in einem alternativen Kontext abgleichen und überprüft, unter welchen Bedingungen es zu einer Aussage kommen konnte. Die widersprüchliche und letztendlich gescheiterte Suche nach einer Bestimmung des Wesens der »Postmoderne«, ist gleichzeitig die erfolgreiche Beantwortung der Frage, wie »postmodernes« Denken funktionieren kann. Eine auf wahrhaftige Inhalte abzielende Fragerücksicht, die sich methodisch auf »Was-Fragen«<sup>2</sup> verlegt, wird beiseite gelas-

---

**1** | Dieses Kapitel der Untersuchung baut auf dem ersten Abschnitt »Alles ist Text – dekonstruktive Grundauffassungen bei Jacques Derrida« der Magisterarbeit des Verf. aus dem Jahr 2002 mit dem Titel »Donner la mort. Eine Grundlegung der Ethik bei Jacques Derrida« auf, der hier aktualisiert und erweitert wurde.

**2** | Vgl. Lagemann, Jörg u. Gloy, Klaus: Dem Zeichen auf der Spur, Derrida. Eine Einführung, Aachen 1998, 32. Vgl. auch Derrida, Jacques: Grammatologie, Frankfurt a.M. 1974 [G], 131-132

sen.<sup>3</sup> Ein »postmoderner« Ansatzpunkt kann vielmehr darin bestehen, beim Zusammenspiel von Begriffen genauer zu betrachten, wie sich eine Aussage gegenüber anderen in einem sprachlichen Beziehungsgeflecht verhält.<sup>4</sup> Das Frageinteresse richtet sich hier nach einem »Wie«, nach Funktionen und Ei-

**3** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 7-8: Niklas Luhmann reißt dieselbe Thematik an, wenn er davon spricht, wie verschieden »[...] die Lebenswelt im Sinne der alltäglichen Weltvoraussetzung problematisiert wird.« Nämlich durch die klassische Vorgehensweise der Metaphysik, die über Was-Fragen eine stabile Ordnung in der Welt postuliert, an deren Rand sich mögliche Ausnahmen marginalisieren lassen. Im Unterschied zu einer anderen Grundtheorie, die von Ausnahmefällen ausgeht, indem sie der Unwahrscheinlichkeit von Ordnung in chaotischen Zuständen Rechnung trägt. Dies führt im zweiten Fall zum methodischen Anspruch, zu untersuchen, wie es überhaupt möglich ist, dass derart unwahrscheinliche Normalität zustande kommt. Es führt zur Verschiebung des Forschungsinteresses auf Wie-Fragen. Vgl. Rorty, Richard: Der Spiegel der Natur, Eine Kritik der Philosophie, Frankfurt a.M. 1981 398-399: Hier wird dieser Gegensatz als einer von »systematischer« und »peripherer« Philosophie gesehen. Periphere Philosophen gehen davon aus, »[...] daß Wörter nicht kraft ihres Darstellungscharakters, sondern kraft ihrer Beziehung zu anderen Wörtern Bedeutung haben, daß bestimmte Vokabulare ihren privilegierten Status folglich den Personen verdanken, die sie verwenden, nicht ihrer Durchlässigkeit gegenüber der Wirklichkeit.« Vgl. auch: Rorty, Richard: Wahrheit und Fortschritt, Frankfurt a.M. 2000, 500: Die Sprache wird nicht durch eine Ideenwelt konstituiert, sondern ist durch den Gebrauch bestimmt, »[...] den wir armseligen existierenden Individuen von einem Wort machen.«

**4** | Vgl. Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft [WdG], Frankfurt a.M. 1992, 684-685: »Die moderne Wissenschaft steckt keineswegs in einer Krise, Sie ist nichts anderes als ein Vollzug dieser spezifischen Evolution mit Hilfe von zunehmend extravaganten Möglichkeitsentwürfen. Sie entdeckt heute dank einer weitreichenden Auflösung von Elementen Kombinationsräume [...]. Man kann Gegebenes variiieren, aber alle Ordnung erscheint eingehängt in einen ins fast Sinnlose reichenden Kombinationsraum anderer Möglichkeiten. Durch die Form, die Wissenschaft ihr heute oktroyieren kann, wird die Welt zum Medium kombinatorischer Möglichkeiten; und die Frage ist dann: für welche Formen? [...] Ein Beobachter kann beobachten mit Hilfe welcher Unterscheidungen ein anderer Beobachter beobachtet. Der Effekt einer derart rekursiven Praxis ist jedoch eine Vergrößerung der Unbestimmtheit im Beobachtungsbereich; denn man kann schließlich das, was ein anderer beobachtet, nur noch dadurch feststellen, daß man beobachtet, wie er beobachtet, das heißt: mit Hilfe welcher Unterscheidung er beobachtet. Der Möglichkeitsraum erweitert sich, indem man die Methoden, die Theorien, die Konditionierungen (Zeitgeist etc.) und schließlich sogar die Latenzen des anderen Beobachters zu unterscheiden lernt. Das, was vordem als gemeinsam angeschaute Welt erschien, muß dann in die Rekursivität der Beobachtungsverhältnisse verlagert werden.«

genschaften, ohne auf die kritische Berücksichtigung metaphysischer Konstanten<sup>5</sup> verzichten zu müssen.

Die metaphysischen Formulierungen für eine Art von Wesenheit, Präsenz oder Sein bieten keinen Anlass mehr, die Welt hierarchisch auf diese zentralen Begriffe hin auszulegen. Sie werden noch in einem dezentrierten, freien »Spiel der Phantasie«<sup>6</sup> mit den unterschiedlichsten und gegensätzlichen Bedeutungs-ebenen verwendet.<sup>7</sup> Ernst genommen in ihrer unumstößlichen Bedeutung werden solche Präsenzbegriffe aber nicht mehr. Eine feste, unumstößliche Bedeutung wird den Begriffen nicht mehr zuerkannt. Sie wird einer spielerischen Verwendung in je einzigartigen Kontexten zu wechselnden Zeiten und Orten zugeführt.<sup>8</sup>

In diesem Setting ist das Werk von Jacques Derrida zu platzieren. Die Frage nach Wesenheiten, die unveränderlich vorgefunden werden, wird durch das Interesse abgelöst, wie durch Unterscheidungsgebrauch Beziehungen hergestellt werden können. Wie etwa das Abnorme die Normalität beeinflusst, wie ein Zentrum durch seine Peripherie, wie das Innen durch sein Außen, oder wie ein Definitionsgegenstand durch sein definitiv Ausgeschlossenes konstituiert wird.

**5** | Derrida, Jacques: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a.M. 1972 [SD], 423-424: »Die Geschichte der Metaphysik wie die Geschichte des Abendlandes wäre die Geschichte dieser Metaphern und dieser Metonymien [Bedeutungsverschiebungen, die eine eindeutige Wesensbestimmung verunmöglichen, Anm. d. Verf.]. Ihre Matrix wäre [...] die Bestimmung des Seins als Präsenz in allen Bedeutungen dieses Wortes. Man könnte zeigen, daß alle Namen für Begründung, Prinzip oder Zentrum immer nur die Invariante einer Präsenz (*eidos*, *arche*, *telos*, *energeia*, *ousia* {Essenz, Existenz, Substanz, Subjekt}, *aletheia*, Transzentalität, Bewußtsein, Gott, Mensch usw.) bezeichnet haben.«

**6** | Vgl. Rorty, Richard: *Wahrheit und Fortschritt*, 488.

**7** | Vgl. ders.: 117: »Infolgedessen mußte man sich wohl eingestehen, daß es kein Zentrum gibt, daß das Zentrum nicht in der Gestalt eines Anwesenden gedacht werden kann, daß es keinen natürlichen Ort besitzt, daß es kein fester Ort ist, sondern eine Funktion, eine Art von Nicht-Ort, worin sich ein unendlicher Austausch von Zeichen abspielt. Mit diesem Augenblick beschäftigt sich die Sprache des universellen Problemfeldes. Es ist dies auch der Augenblick, da infolge der Abwesenheit eines Zentrums oder eines Ursprungs alles zum Diskurs wird [...], das heißt zum System, in dem das zentrale, originäre oder transzendentale Signifikat niemals absolut, außerhalb eines Systems von Differenzen, präsent ist. Die Abwesenheit eines transzentalen Signifikats erweitert das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins Unendliche.«

**8** | Vgl. Lagemann, Jörg u. Gloy, Klaus: auf der Spur, 38-39: Diese metaphysischen Begriffe werden nur als Werkzeuge zu einer spielerischen Textbastelei genutzt, wodurch diese in ihrer Eingeschränktheit kenntlich gemacht werden.

## 1.2 DIE ITERIERABILITÄT DES ZEICHENS

Durch diesen Unterscheidungsgebrauch geschieht die »postmoderne« Aktualisierung eines solchen Spiels mit metaphysischen Bausteinen. Ein bevorzugtes Spielfeld ist dabei für Jacques Derrida die Bedeutungstheorie.<sup>9</sup> Hier verlaufen die Nervenbahnen der Metaphysik, hier sammeln sich Fragen nach Wahrheit, Wirklichkeit und Wissen.

Die Semiotik nutzt Derrida als Einfallstor für die Problematisierung aussagekräftiger Differenzen: Im Zeichenbegriff tritt eine charakteristische Verspannung von Anwesenheit und Abwesenheit auf. Eine Spannung, die schon in der eigentlichen repräsentativen Aufgabe von Kommunikation zu Tage tritt:<sup>10</sup>

Als »Telekommunikation«<sup>11</sup> dient Sprache dazu, über große zeitliche und räumliche Entfernungen sinnhafte Strukturen mitzuteilen, Bedeutungen von längst vergangenen Sprechsituationen zu konservieren, oder die Abwesenheit

---

**9** | Vgl. Engelmann, Peter: Positionen 2009, in: Derrida, Jacques: Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta, Wien 2009, 15: »Die Beziehung zur Semiotik Saussures gibt der philosophischen Metaphysikkritik eine semiotische Wende, die sich als sehr fruchtbar erweist. Denn aus ihr bezieht Derrida die Begriffe, die seine Metaphysikkritik von der seiner philosophischen Referenzen abhebt, und die, wenn nicht einen Fortschritt in der Metaphysikkritik, so doch eine von der Tradition verschiedene Beschreibung der Metaphysik und des Zirkels ihrer Kritik ermöglichen.«

**10** | Vgl. Derrida, Jacques: Signatur, Ereignis, Kontext, in: ders.: RP, 329-330: »Der repräsentative Charakter der schriftlichen Kommunikation – die Schrift als Bild, Reproduktion, Nachahmung ihres Inhalts – wird das gleichbleibende Merkmal aller künftigen Fortschritte [in der Wissenschaft seit Condillac's »Essai sur l'origine des connaissances humaines«, auf den er sich an dieser Stelle bezieht, Anm. d. Verf.] sein. Der Begriff der Repräsentation ist hier von denen der Kommunikation und des Ausdrucks, die ich bei Condillac hervorgehoben habe, nicht zu trennen. Gewiß wird die Repräsentation komplizierter, sie wird sich zusätzliche Relais und Stufen verschaffen, wird zur Repräsentation der Repräsentation in den hieroglyphischen, ideographischen, dann phonetisch-alphabetischen Schriften werden, doch die repräsentative Struktur, welche die erste Stufe der Ausdruckskommunikation kennzeichnet, die Beziehung Idee-Zeichen, wird nie beseitigt oder verwandelt werden.«

**11** | Vgl. Bennington, Geoffrey u. Derrida, Jacques: Jacques Derrida, Frankfurt a.M. 1994, 51: »Die Schrift ist eine Form der Telekommunikation. [...] Jeder weiß, daß die geschriebene Rede zu einer immensen Ausdehnung der räumlichen und zeitlichen Reichweite der Sprache führt.«

von Sender oder Rezipient zu kompensieren.<sup>12</sup> Bei der Schriftsprache ist dieser repräsentative Wesenszug noch verstärkt. Die grafische Darstellung der Sprache in der Schrift potenziert ihre Repräsentationsfunktion. Schriftlichkeit kann somit als Metapher für die strukturelle Abwesenheit dienen, die in der Sprache vorherrscht.

### 1.2.1 Entkernung des traditionellen Zeichenbegriffs

Eine solche Verschriftlichung von Sprache macht sich zunächst durch ein mögliches<sup>13</sup> Fehlen des Empfängers bei schriftlicher Kommunikation bemerkbar. Obwohl ein Text oft im Hinblick auf eine bestimmte Leserschaft verfasst wird, wie man sich beispielsweise in einem Brief ausdrücklich an einen bestimmten Adressaten wendet, ist es für das Bestehen und das Fortbestehen einer Schrift nicht nötig, dass sie generell von jemandem gelesen wird. Damit sie gelesen werden kann, ist es nicht notwendig, dass sie von jemand Bestimmten gelesen wird.<sup>14</sup> Die Verbreitung von Sprache in Schriftform macht die Anwesenheit eines Empfängers obsolet. Für ihre Verständlichkeit muss sich eine Textstruktur geradezu abkoppeln von der unmittelbaren Anwesenheit der an ihr beteilig-

---

**12** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 257: »Mit Schrift beginnt die Telekommunikation, die kommunikative Erreichbarkeit der in Raum und Zeit Abwesenden. Jetzt bekommt die Unterscheidung von Worten und Dingen eine zusätzliche Dimension. Telekommunikation ermöglicht den Transport von Zeichen statt von Dingen. Sie arbeitet schneller und weniger energieaufwendig, und die Produktion der für die Transmission nötigen Energie, zunächst nur die Kraft mal Zeit, die man zum Schreibenlernen und zum Schreiben benötigt, muß nicht dort stattfinden, wo die Transmission stattfindet. Diese Vorteile stellt bereits die Schrift zur Verfügung, aber sie werden mit der Druckpresse und der modernen elektronischen Kommunikation nochmals immens gesteigert – allerdings mit der bedenklichen Folge, daß die gesellschaftliche Kommunikation jetzt in weiten Bereichen von industrieller Energieproduktion abhängig wird.«

**13** | Vgl. Derrida, Jacques: Limited Inc., Wien 2001, 81: »In Sec [der Aufsatz Signatur, Ereignis, Kontext, in: RP 325-355, Anm. d. Verf.] wurde niemals gesagt, daß diese Abwesenheit notwendig wäre, sondern nur, daß sie möglich sei [...], und daß man diese Möglichkeit berücksichtigen müsse: Sie gehört, als Möglichkeit, zur Struktur jedes Zeichens [...], eben zur Struktur seiner Iterabilität. Und man kann sie von der Analyse seiner Struktur nicht ausschließen.«

**14** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 333: »Meine ›schriftliche Kommunikation‹ muß, trotz des völligen Ver-schwindens eines jeden bestimmten Empfängers überhaupt, lesbar bleiben, damit sie als Schrift funktioniert, das heißt lesbar ist. Sie muß in volliger Abwesenheit des Empfängers oder der empirisch feststellbaren Gesamtheit von Empfängern wiederholbar – iterierbar – sein.«

ten Individuen.<sup>15</sup> Sie ist prinzipiell von jedem und jederzeit lesbar, der auf die Textstruktur zugreift.<sup>16</sup>

Das bedeutet also gleichzeitig, dass auch auf einen Autor verzichtet werden kann.<sup>17</sup> Ist ein Text erst einmal produziert, dann kann er auch weiterwirken, sollte sich der Autor nach einiger Zeit von seiner Schöpfung inhaltlich völlig distanziert haben oder sogar verstorben sein.<sup>18</sup>

Mit dem Wegfall von Urheber und Rezipient als Bedeutungsgaranten<sup>19</sup> bricht auch die Vorstellung einer ursprünglichen Bedeutungsintention. Jac-

---

**15** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 258: »Sie [die Schrift, Anm. d. Verf.] vergrößert als Verbreitungsmedium die Reichweite sozialer Redundanz; sie dehnt den Empfängerkreis aus und schränkt damit zugleich das ein, worüber noch informativ [...] geredet werden kann. Im Gebrauch von Schrift verzichtet die Gesellschaft mithin auf die zeitliche und interaktionelle Garantie der Einheit der kommunikativen Operation, und dieser Verzicht erfordert Kompensationen für das, was aufgegeben wird. Dadurch kommt es zu einer immensen, unabsehbaren Erweiterung von Anschlußfähigkeiten. [...] Und es kommt schließlich, wenn Schrift nicht mehr nur für Aufzeichnungs-, sondern auch für Kommunikationszwecke benutzt wird, zu Problemen der Selbstautorisierung des Geschriebenen in Vertretung eines abwesenden Ursprungs.«

**16** | Historische Bestrebungen, diesen potentiell unlimitierbaren Empfängerkreis durch Kryptografie einzuschränken, geben zahlreiche Beispiele für die prinzipielle, in Bezug auf einen bestimmten Rezipienten unspezifische Lesbarkeit eines Textes. Vgl. Schmeh, Klaus: Codeknacker gegen Codemacher. Die faszinierende Geschichte der Verschlüsselung, Witten, Herdecke 2008. Vgl. Derrida, Jacques: RP, 333: »Dies impliziert, daß es keinen Code – Organon der Wiederholbarkeit – gibt, der strukturell geheim wäre. Die Möglichkeit, die Zeichen (marques) zu wiederholen und damit zu identifizieren, ist in jedem Code impliziert, macht diesen zu einem mittelbaren, übermittlungsfähigen, entzifferbaren Gerüst, das für einen Dritten, also für jeden möglichen Benutzer überhaupt, wiederholbar ist.«

**17** | Vgl. Barthes, Roland: Der Tod des Autors, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M. 2002, 104-110.

**18** | Vgl. ders.: 334: »Damit ein Geschriebenes ein Geschriebenes sei, muß es weiterhin ›wirken‹ und lesbar sein, selbst wenn der sogenannte Autor des Geschriebenen nicht länger einsteht für das, was er geschrieben hat, was er gezeichnet zu haben scheint, sei es, daß er vorläufig abwesend ist, daß er tot ist, oder, allgemein, daß er, was ›scheinbar in seinem Namen‹ geschrieben wurde, nicht mit seiner ganzen augenblicklichen und gegenwärtigen Intention oder Aufmerksamkeit, mit der Fülle seines Meinens unterstützt. Man könnte die soeben hier skizzierte Analyse hier im Hinblick auf den Empfänger wiederholen. Die Situation des Schreibers und des Unterzeichners ist, was das Geschriebene betrifft, im Grunde dieselbe wie die des Lesers.«

**19** | Vgl. Derrida, Jacques: Limited Inc., 83: »Die ›shopping list for myself‹ wäre weder herstellbar noch brauchbar, sie wäre nicht das, was sie ist, und könnte nicht stattfin-

ques Derrida führt diese der Schriftsprache eigentümliche Abwesenheit des Bezeichneten, den Verlust einer festen Bedeutung im Rückgriff auf die »logischen Untersuchungen« von Edmund Husserl weiter aus. Hier gewinnt er verschiedene Beispiele von Kommunikation am Rand der Verständlichkeit und der Unsinnigkeit, um ein Sprachverständnis verdeutlichen zu können, das sich sogar unter der Bedingung der Abwesenheit einer Bedeutung vollzieht.<sup>20</sup> Selbst bei scheinbar völliger Widersinnigkeit oder Agrammatikalität<sup>21</sup> zeigt sich der Reichtum an Möglichkeiten, die die Schrift für weitere Anschlüsse zur Verfügung stellt.<sup>22</sup> Die Sprache erweist unter der Bedingung der Beliebigkeit der Bedeutungen ihre Leistungsfähigkeit. Erst unter dem Abwesenheitsparadigma der Schriftlichkeit erlangt sie die Kraft zu ihrem Funktionieren.<sup>23</sup>

---

den, wenn sie nicht von Beginn an in Abwesenheit des Senders und Empfängers: des bestimmten und aktuell anwesenden Senders und Empfängers funktionieren könnte, wenn ihr das nicht möglich wäre. Und tatsächlich funktioniert sie nur, wenn diese Bedingungen gegeben sind. Im selben Augenblick, in dem ›ich‹ eine ›shopping list‹ mache, weiß ich [...] daß sie eine solche nur sein wird, wenn sie meine Abwesenheit impliziert, wenn sie sich schon von mir ablöst, um jenseits meines ›anwesenden‹ Aktes zu funktionieren, und wenn sie zu einem anderen Augenblick brauchbar ist, in meiner Abwesenheit, in Abwesenheit des jetzt-anwesenden-Ich, sei es die einfache ›Gedächtnislücke‹, die sie ihrer Bestimmung gemäß eben ersetzt, gleich danach, im Augenblick selbst, der schon der folgende Augenblick ist, in Abwesenheit des [...] Jetzt-Schreibenden.«

**20** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 337: »Eine Aussage, deren Gegenstand nicht unmöglich, sondern nur möglich ist, kann sehr wohl ausgesprochen und verstanden werden, ohne, daß sein realer Gegenstand (sein Referent) anwesend ist [...]. Es ist nicht etwa immer so; aber es gehört zur Struktur der Möglichkeit dieser Aussage, daß sie gebildet werden und als leere oder von ihrem Referenten abgeschnittene Verweisung funktionieren kann.«

**21** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 337-339. Vgl. Husserl, Edmund: Gesammelte Werke (Husserliana), Band XVIII, Logische Untersuchungen, Erster Band: Prolegomena zur reinen Logik, Den Haag 1975, 34-37 (I Kap 1 § 8).

**22** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 338: »Bevor ich dabei einhalte, möchte ich im Zusammenhang mit unserer Diskussion über die Kommunikation anmerken, daß das wesentliche Interesse der Husserlschen Analyse, auf die ich mich hier beziehe [...], in dem Versuch und, wie mir scheint, dem gelungenen Versuch besteht, die Analyse des Zeichens oder des Ausdrucks als bedeutsame Zeichen in gewisser Weise von jeglichem Kommunikationsphänomen streng getrennt zu haben.« Vgl. Derrida, Jacques: Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie. Ein Kommentar zur Beilage III der ›Krisis‹, München 1987, 133-140. Vgl. Derrida, Jacques: Die Stimme und das Phänomen, Frankfurt a.M. 2003, 16-17.

**23** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 290: »Schrift symbolisiert Abwesendes, und ›symbolisiert‹ soll hier heißen, daß Abwesendes wie Anwesendes für Operationen des Systems

Es zeigt sich weiterhin, dass auch ein fester Kontext nicht als verlässlicher Maßstab für Textualität gelten kann. Die Umstände eines Textes, die diesen möglicherweise erklären könnten, werden durch keine textimmanente Instanz legitimiert. Die Kontexte verfallen im Vergessen samt ihren Produzenten oder Rezipienten und können neu gebildet werden in einer völligen Verkennung der ursprünglichen Situation.<sup>24</sup>

### **1.2.2 Das iterierte Zeichen in seiner Widersprüchlichkeit**

Da sowohl Sender, Empfänger als auch Bedeutung und starr vorgegebener Kontext nicht konstitutiv sind für die Funktion von Schriftsprache, bleiben für Jacques Derrida drei klassische Merkmale von Textualität übrig. Nur diese berücksichtigen die »Krise des Sinns«, also die grundsätzliche Abwesenheit eines Signifikats<sup>25</sup>, durch die erst die eigentliche Leistung der schriftlichen Sprache ausgeprägt wird: ihre universelle Wiederholbarkeit, ihre immer neue Einbeziehung von wechselnden Kontexten, Sprechern, Empfängern anhand von gleich bleibenden Markierungen. Die Sprache zeigt sich in ihrer schillernden Bedeutungsvielfalt, wenn sie als Schrift begriffen wird, die aus Markierungen besteht, an denen sich vielfältige und widersprüchliche Bedeutungsschichten anlagern können.<sup>26</sup>

---

zugänglich wird. Darauf bauen Möglichkeiten der Beobachtung zweiter Ordnung auf, die von den Beschränkungen der sozialen Kontrolle unter Anwesenden freigestellt sind und Kritik in einem Umfang ermöglichen, der die Sozialstruktur und die Semantik der Gesellschaft tiefgreifenden Transformationen aussetzt.«

**24** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 338.

**25** | Vgl. Kimmerle, Heinz: Philosophien der Differenz, Würzburg 2000, 142: Derrida radikalisiert in seiner »Grammatologie« die Interpretation des Zeichenbegriffs, »[...] die davon ausgeht, dass es kein festes oder bleibendes Signifikat für einen Signifikanten geben kann, indem er von einem unaufhörlichen ›Gleiten‹ der Signifikate spricht.«

**26** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 334-335: »Bevor ich die unvermeidlichen Kerneigenschaften einer jeden Schrift präzisiere [...], möchte ich zeigen, daß die Merkmale, die sich im klassischen und eng gefaßten Begriff von Schrift erkennen lassen, verallgemeinert werden können. Sie würden nicht nur für alle Ordnungen von ›Zeichen‹ und für alle Sprachen im allgemeinen gelten, sondern sogar über die semio-linguistische Kommunikation hinaus, für das ganze Feld dessen, was die Philosophie Erfahrung nennen würde, ja sogar Erfahrung des Seins: die sogenannte ›Präsenz.‹« Vgl.: Lagemann, Jörg u. Gloy, Klaus: auf der Spur, 66: »Es deutet sich hier bereits die Richtung an, in der Derrida versuchen wird, die Verweisungspotenz des Zeichens gegen die Annahme eines (wie und wo auch immer) präsenten Sinns auszuspielen und zu einem paradoxen Begriff einer ursprünglichen Sekundarität weiterzuentwickeln.«

Ein grundlegendes Charakteristikum dieser Markierungen ist dabei ihre »Verräumlichung«: Eine Markierung tritt als Zeichen hervor<sup>27</sup>, indem sie sich von ihrer Umwelt unterscheidbar macht: Ein Schriftzeichen erstreckt sich auf einen charakteristischen Ausschnitt vor einem andersfarbigen Hintergrund, eine Lautfolge ist empirisch durch die Ausbreitung eigentümlicher Schallwellen gekennzeichnet. Als solche machen sie sich unterscheidbar von anderen Zeichen. Sie können in anderen Kontexten wiederholt und mit wechselnder Bedeutung belegt werden.<sup>28</sup> Hierdurch wird die Bedingung der Erkennbarkeit des Zeichens gewährleistet.

Weil sich das Zeichen durch seine Verräumlichungseigenschaft abhebt und identifizierbar macht, kann es auch in wechselnden Kontexten überstehen. Das Zeichen erhält die »Kraft eines Bruches« mit seinem ursprünglichen Entstehungskontext sowie eines Bruches mit allen weiteren Bedeutungsnuancen, die während dem Verlauf seiner Verwendung in es eingeschrieben wurden.<sup>29</sup>

Somit ergibt sich für eine solche Markierung ein weiteres Kennzeichen, nämlich die Eigenschaft des Überdauerns. Eine Markierung kann unbegrenzt

---

**27** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 336: »Diese Kraft des Bruches hat ihren Grund in der Verräumlichung, die das schriftliche Zeichen konstituiert: in der Verräumlichung, die es von den anderen Elementen der internen kontextuellen Kette trennt (die stets offene Möglichkeit, es herauszulösen und aufzupropfen), aber auch von allen Formen eines gegenwärtigen [...], subjektiven oder objektiven Referenten trennt. Diese Verräumlichung ist nicht die einfache Negativität einer Lücke, sondern das Auftauchen des Zeichens (*marque*).«

**28** | Vgl.: Bernet, Rudolf: On Derrida's 'introduction' to Husserl's origin of geometry, in: Silverman, Hugh J. (Hg.): Continental Philosophy II. Derrida and Deconstruction, New York, London 1989, 152: Die Verräumlichung hebt den materialen, leiblichen Aspekt einer bezeichnenden Markierung hervor: »If, that is to say, the 'spiritual corporeality' and the 'material body' of the signifier are indeed inseparably entwined with one another, then we can no longer maintain the spiritual independence of the signified either. Sense is not the ground of the possibility of language since as 'trace' or 'primal writing', it remains stamped by the materiality and facticity of the structure of the sign.«

**29** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 335: »Es gehört zum Zeichen schlechterdings lesbar zu sein, selbst wenn der Augenblick seiner Produktion unwiederbringlich verloren ist und selbst wenn ich nicht weiß, was sein angeblicher Autor-Schreiber in dem Augenblick, da er es schrieb, das heißt seiner wesentlichen Führungslosigkeit überließ, bewußt und mit Absicht hat sagen wollen. [...] aufgrund seiner wesentlichen Iterierbarkeit kann man ein schriftliches Syntagma aus der Verkettung, in der es gegeben oder eingefäßt ist, immer herauslösen, ohne daß ihm dabei alle Möglichkeiten des Funktionierens, wenn nicht eben alle Möglichkeiten von 'Kommunikation' verloren gehen.«

wiederholt werden, ohne dass sie an eine feste Bedeutung gebunden bliebe.<sup>30</sup> Sie sichert ihren Fortbestand, angesichts der unsteten Veränderlichkeit von Produzent, Rezipient, Bedeutung und Kontext. Das Zeichen neutralisiert und immunisiert sich so gegen das Verschwinden und gegen den eigenen Tod<sup>31</sup>, der mit dieser Veränderlichkeit unweigerlich einhergeht.<sup>32</sup>

Auf diese Weise kann die Schrift ihre zentrale Aufgabe erfüllen, die Wiederholbarkeit<sup>33</sup> oder Iteration einer Markierung angesichts einer immer drohenden Bedeutungsabwesenheit. Ein Zeichen macht in seiner Verwendungsgeschichte eine permanente Wandlung von Bedeutungen, verschiedenen Sprechern und Empfängern sowie von unterschiedlichen Sprechkontexten durch.<sup>34</sup> Es ist paradox, dass dabei die Markierung dennoch ihre

---

**30** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 335: »Ein schriftliches Zeichen (*signe*), im geläufigen Sinne dieses Wortes, ist also ein Zeichen (*marque*), das bestehen bleibt, das sich nicht in der Gegenwart seiner Einschreibung erschöpft und die Gelegenheit zu einer Iteration bietet, auch in Abwesenheit des empirisch festlegbaren Subjekts, das es in einem gegebenen Kontext hervorgebracht oder produziert hat [...].«

**31** | Vgl. Derrida, Jacques: Limited Inc., 101-102: »Im ersten seiner drei Kapitel, welches besonders die Tatsache betont, daß der ‚Tod‘ und im allgemeinen die Nicht-Präsenz der lebenden, aktuellen, determinierten Intention das Zeichen [...] nicht daran hindert zu funktionieren; und daß die Möglichkeit dieses ‚Todes‘ (und all dessen, was mit diesem Wort angezeigt wird [...]) in die funktionelle Struktur des Zeichens [...] eingeschrieben ist.«

**32** | Vgl. Harvey, Irene E.: Derrida and the economy of différance, Bloomington 1986, 232: »In a paradoxical way therefore death is (a) non-representable, yet is (b) the condition for all representation. It is the abyss which allows for repetition, and which kills (menaces) the repeater and the repeated in that same process.«

**33** | Vgl. Wetzel, Michael: Grundwissen, 32: »Dieser Begriff der Iterabilität [...] umfasst zugleich das Moment der Wiederholung und das der Veränderung. Ein Zeichen muss wiederholbar sein, sonst wäre es nur das einmalige und semantisch nicht generalisierbare Vorkommen einer Privatbezeichnung, durch die Wiederholung variiert das Zeichen aber, indem es sich von einem vergangenen Kontext ablöst und einem neuen anpasst.«

**34** | Vgl. Dreisholtkamp, Uwe: Jacques Derrida, München 1999, 57: »Doch stellt sich die Schrift hinsichtlich der zu konstituierenden und zu bewahrenden Bedeutung als ambivalent heraus. Denn wenn die Schrift den Sinn von seinem Ursprungsort und seiner Ursprungszeit löst, wenn sie es also gestattet, über jedes sinnstiftende Leben hinauszugehen, entsteht damit zugleich auch die Möglichkeit eines spezifischen Todes in der Schrift, wobei dieser Begriff hier nur der radikalste Ausdruck für alle Phänomene des Vergessens, der Passivität und der bloßen Technik ist. Denn alles, was Husserl als Krisis der europäischen Wissenschaften analysiert, gilt als ein Indiz dafür, daß die befreende und inhaltssichernde Funktion der Schrift in ein Vergessen der Ursprünge verschlungen

Identität bewahren kann. Denn ihre Identität besteht dabei gerade in der Nicht-Identität ihrer changierenden Bedeutungen. Die Anwesenheit, die Einheit der Bedeutung eines Zeichens, ist nur in ihrer Abwesenheit, ihrer Unterschiedenheit und Differenz, in ihrer ununterbrochenen Verschiebung zu haben.<sup>35</sup> Wie eine Markierung am Wegesrand, ein Meilenstein, die Entfernung zu einem bestimmten Ziel angeigt, das sich jedoch selbst immer entzogen bleibt.

Es wäre jedoch verfehlt, dieses Prinzip der Markierung, das darin besteht, dessen vergänglichen Sinn wie ein Grabmal zu überleben, zu einem gänzlichen Verlust von Bedeutung hochzustilisieren. Die Monumentalität eines Zeichens, die in seiner Wiederholbarkeit besteht, führt dazu, dass sich an einer Markierung Bedeutungsschichten zeitweise anlagern und überlagern können, die sich aber nicht gegenseitig auskreuzen oder herauskürzen, sondern sich mitunter in einer völligen Gegensätzlichkeit aneinander reihen. Auf diese Weise lässt sich sowohl die Verwendungsgeschichte, als auch die komplexe Vernetzung der Begriffe untereinander nachvollziehen.

### 1.3 DIE SUPPLEMENTARITÄT DER SCHRIFT

Wie diese Iterierbarkeit weiterwirkt, zeigt Derrida in seiner Übersteigung<sup>36</sup> von John Austins Sprechakttheorie. Dabei geht es nicht nur um eine bloße Kritik an der Konzeption Austins, sondern vor allem darum, die eigene Vor-

---

ist, mithin also ein Indiz dafür, daß die Verschiebung, Veränderung und Umgestaltung ursprünglichen Sinns immer schon stattgefunden hat.«

**35** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 339: »Jedes linguistische oder nicht-linguistische, gesprochene oder geschriebene [...] Zeichen kann als kleine oder große Einheit zitiert, in Anführungszeichen gesetzt werden; dadurch kann es mit jedem gegebenen Kontext brechen, unendlich viele neue Kontexte auf eine absolut nicht saturierbare Weise erzeugen. Dies setzt nicht voraus, dass das Zeichen (*marque*) außerhalb von Kontext gilt, sondern im Gegenteil, daß es nur Kontexte ohne absolutes Verankerungszentrum gibt. Diese Zitathaftigkeit, diese Verdopplung oder Doppelheit, diese Iterierbarkeit des Zeichens [...] ist kein Zufall und keine Anomalie, sondern das (*Normale/Anormale*), ohne welche ein Zeichen [...] sogar nicht mehr auf sogenannt ›normale‹ Weise funktionieren könnte. Was wäre ein Zeichen [...], das man nicht zitieren könnte? Und dessen Ursprung nicht unterwegs verloren gehen könnte?«

**36** | Vgl. Dreisholtkamp, Uwe: Jacques Derrida. Andere(s) in Schriften, Gaben an Anderen, in: Henningfeld, Jochem u. Jansohn, Heinz (Hg.): Philosophien der Gegenwart. Eine Einführung, Darmstadt 2005, 217: »Das Vorgehen des Philosophen ist somit indirekt. Derrida entwickelt seine Überlegungen in zum Teil minutiöser Auseinandersetzung mit anderen Texten, deren Struktur er durch eine neue Art des Lesens kenntlich macht und deren zum Teil imponierende oder auch einschüchternde Architektur er befragt. In sei-

stellung der Supplementarität zu verdeutlichen. Die Wiederholbarkeit von Zeichen ist für die Erzeugung ihrer Bedeutungsvielfalt verantwortlich. Wie sich aber diese zahlreichen Bedeutungsschattierungen zueinander verhalten und auseinander entwickeln, das kann am Begriff der Supplementierung untersucht werden. Derrida benutzt die Austinschen Theorie, untersucht ihre innere Stichhaltigkeit, wiederholt ihre Grundpositionen, indem er sie für seine eigene Schriftinterpretation verwendet, indem er der Sprechakttheorie seine eigene Sichtweise aufpfropft. Damit kann er performativ ausführen, zu welchen Ergebnissen eine solche Logik des Supplements fähig ist.

### **1.3.1 Austins Sprechakttheorie**

Performative Sprechakte nach Austin bestehen darin, »dass mit einer Äußerung etwas getan und nicht bloß etwas gesagt sein solle«<sup>37</sup>. Ja noch mehr, dass durch das Aussprechen einer Äußerung etwas getan wird, dass durch das Aussprechen das Ausgesprochene zugleich erfüllt wird. Derrida fasst die sich aus dieser Sprachauffassung ergebenden Kennzeichen zusammen:

Zunächst beinhaltet die Theorie der Performanz, dass die Kommunikation nicht primär aus konstativen Äußerungen besteht – aus prädikativen Aussagesätzen, die eine Wahrheitsbehauptung<sup>38</sup> vertreten –, sondern aus perlokutionären und aus illokutionären Sprechakten.<sup>39</sup> Die Illokution tritt dann als Aspekt der Sprache hervor, sobald man »die Äußerung zu etwas verwenden« will, so zum Beispiel jemanden warnt, eine Entscheidung verkündet, protestiert, verspricht oder tauft. Perlokutionäre Sprechakte dagegen sollen »etwas bewirken (einen beruhigen, überzeugen usw.)«.<sup>40</sup> Das Verständnis von Sprache reduziert sich nicht mehr auf die bloße Beinhaltung eines Informationswertes,

---

nen Werken sind immer die Spuren Anderer zugegen, von denen Zeugnis abgelegt wird und die gelesen werden müssen, um Derrida lesen zu können.«

**37** | Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. Elfte Vorlesung, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M. 2002, 72.

**38** | Tugendhat, Ernst u. Wolf, Ursula: Propädeutik, 23-24: »Es gibt eine Art Sätze – Aristoteles nennt sie apophantische Sätze, im Deutschen kann man sie als Aussagesätze oder assertorische Sätze bezeichnen –, deren Funktion des Kundtuns speziell in einem Aufzeigen (man könnte auch erläutern: im Sagen, daß etwas der Fall ist) besteht, und für diese Sätze gibt es das Kriterium, daß man bei ihnen immer sinnvoll fragen kann, ob sie wahr oder falsch sind.«

**39** | Vgl. Austin, John L.: Elfte Vorlesung, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz, 81.

**40** | Keller, Albert: Sprachphilosophie, München 2000, 145-146.

sondern versucht einer Vielfalt von Sprechsituationen gerecht zu werden, in denen die Mitteilung einer Art von Handlungsverursachung gleicht.<sup>41</sup>

Die Intension, der Bedeutungsinhalt, eines Aussagesatzes wird damit durch den Begriff der Kausalität ersetzt, der Absicht eines Sprechers auf einen Hörer einzuwirken. Das bedeutet zugespitzt, dass Performanz, ganz im Gegensatz zur assertorischen Rede, die Bestimmung oder innere Struktur hat, eine Situation zu erzeugen oder zu wandeln, und nicht auf etwas außerhalb seiner selbst, wie eine Bedeutung, Bezug nehmen muss.

Daraus ergibt sich, dass sich die performative Redeweise an keinem Wahrheitswert messen lässt, wie es nur dem konstativ-prädikativen Aussagesatz zu eigen ist. Vielmehr beinhaltet sie »[...] den Wert der Kraft, des Kraftunterschiedes [...]«<sup>42</sup>, wie nachdrücklich eine Mitteilung produziert und angenommen wurde.

Insgesamt wendet Austin den Aspekt der Sprache, der sich um die Sprechsituation dreht, die Mitteilung, gegen eine bisherige Sprachinterpretation, die sich in der logischen Analyse des Bedeutungsinhaltes erschöpfte. Damit bereichert er die Analyse von Aussagesätzen um ein bislang vergessenes Gebiet, er ergänzt den auf assertorische Rede begrenzten Bereich der Logik durch illokutionäre und perlokutionäre Sprechweisen. Er stückelt dem bisherigen eine neuartige Erweiterung an. Das könnte man vorläufig schon die Logik des Supplements nennen.

### 1.3.2 Widersprüche bei der Autoapplikation der Performanz

Anhand eines grundsätzlichen Einwands dreht Derrida dieses System der Erweiterung des Konstantiven um das Performative gegen Austin selbst. Austin sieht sich dazu genötigt in seiner Konzeption des Perfomativen, konstative Sprechakte eigentlich als unwahrscheinliche Sonderfälle menschlicher Kommunikation zu verdrängen. An wesentlicher Stelle jedoch scheint er sie wieder zu benötigen und unter dem Stichwort der »Kraft einer Äußerung«<sup>43</sup> und des

**41** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 340: »Die Austinschen Begriffe von illocution und perlocution bezeichnen nicht die Beförderung oder die Übermittlung eines Bedeutungsinhalts, sondern gewissermaßen die Mitteilung (communication) einer ursprünglichen (in einer allgemeinen Theorie des Handelns zu definierenden) Bewegung, eine Operation und das Hervorrufen einer Wirkung. Mitteilen (communiquer) hieße [...] durch den Anstoß eines Zeichens (marque) eine Kraft mitzuteilen (communiquer).«

**42** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 341.

**43** | Vgl. Austin, John L.: Performative Äußerungen, in: Schulte, Joachim (Hg.): John L. Austin. Gesammelte philosophische Aufsätze, Stuttgart 1986, 325-326: »Lockern wir dann unsere Vorstellungen von Wahrheit und Falschheit, werden wir sehen, daß Aussagen, wenn man sie mit Bezug auf die Tatsachen beurteilt, schließlich doch nicht sonder-

»Kontextes«<sup>44</sup> heimlich wiedereinzuführen. Die Einsicht, dass performative Sprechakte zwar weder wahr noch falsch sein, aber sehr wohl gelingen oder scheitern können, nötigt ihn zu diesem Schritt.<sup>45</sup> Um Bedingungen gelingender und misslingender Kommunikation angeben zu können, beruft er sich auf den Begriff des Kontextes. Ein Sprechakt wird damit durch Entsprechung mit Umständen der Sprechsituation erklärt. Auf diese Weise erfolgt der erneute Rückgriff auf eine klassische Bedeutungskonzeption konstatischer Art.<sup>46</sup> Dieser

---

lich verschieden sind von Ratschlägen, Warnungen, Urteilen usw. Wir erkennen dann, daß das Aussagen ebenso sehr der Vollzug eines Aktes ist wie das Befehlen oder das Warnen. Andererseits erkennen wir auch, daß Befehlen oder Warnen [...] ebenfalls die Frage aufwerfen, wie sie sich auf Tatsächliches beziehen, und daß diese Fragestellung vielleicht nicht sehr verschieden ist von der entsprechenden Frage über die Beziehung zwischen Aussage und Tatsache. [...] Ein Ergebnis dieses Vorgehens [der wissenschaftlichen Erforschung der Frageverschiebung, Anm. d. Verf.] ist, daß es außer der früher sehr gründlich untersuchten Frage der Bedeutung bestimmter Äußerungen eine weitere und davon verschiedene Fragestellung gibt, die sich auf die sogenannte Kraft der Äußerung bezieht.«

**44** | Zur Verbindung von illokutionärer Kraft und Kontext: Vgl. Derrida, Jacques: RP, 341. Vgl. auch Iser, Wolfgang: Das Modell der Sprechakte, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz, 133: »Wie es um die illocutionary force im Sprechakt bestellt ist, vermag der Empfänger in der Regel nur dem situativen Kontext der Äußerung entnehmen. Denn erst dieser garantiert das Gewärtigen der vom Sprecher gemeinten Intention, wobei immer vorausgesetzt ist, daß dem Sprecher sowie dem Empfänger das Modell kommunikativen Handelns (Konventionen und Prozeduren) vorgängig gemeinsam ist und daß ein beharrliches Abweichen davon bzw. dessen unangemessene Anwendung davon mit Sanktionen belegt wird.«

**45** | Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. Zweite Vorlesung, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz, 64: »Außer daß man die Wörter der performativen Äußerung aussprechen muß, müssen in der Regel eine ganze Menge anderer Dinge in Ordnung sein und richtig ablaufen, damit man sagen kann, wir hätten unsere Handlung glücklich zustande gebracht. Wir hoffen, daß wir diese Dinge entdecken können, indem wir Fälle untersuchen und klassifizieren, in denen etwas schiefläuft und die Handlung – Heiraten, Wetten, Taufen, Vermachen oder was es gerade ist – deshalb mindestens zu einem gewissen Grade ein Mißerfolg ist. Wir können die Äußerung dann nicht falsch nennen; sie ist im allgemeinen verunglückt. Die Lehre davon, was bei solchen Äußerungen schiefgehen kann, nennen wir die Lehre von den Unglücksfällen [infelicities].« Vgl. Falkenberg, Gabriel: Searle on sincerity, in: Burkhard, Armin (Hg.): Speech Acts, Meaning and Intentions. Critical Approaches to the philosophy of John R. Searle, Berlin, New York 1990, 131-132

**46** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 341: »Um dies zu zeigen, muß ich als bekannt und selbstverständlich erachten, daß die Analysen Austins ständig einen Wert von Kontext

Grundwiderspruch entsteht, weil Austin trotz des Verzichts auf Wahrheit eine feste Bedeutungsintention von Sprechakten garantieren will. Deshalb muss er zwei alltagssprachliche Phänomene an den Rand drängen, die mit der sprunghaften Widerborstigkeit und der unbeherrschbaren Eigenständigkeit von Sprache zu tun haben.

Zum einen grenzt er das Fehlschlagen von Kommunikation als unerheblich aus. Austin unterteilt die Unfälle von Sprechakten in einerseits Versager, bei denen die performativ geäußerte Handlung nicht zustande kommt, sei es dass die Handlung wie bei Fehlberufungen nicht in Frage kommt, oder dass die Handlung verdorben wird wie bei Fehlausführungen.<sup>47</sup> Andererseits entsteht das Misslingen von Kommunikation durch Missbräuche, bei denen die Handlung zwar zustande kommt, aber unehrlich ausgeführt ist.<sup>48</sup> Diese mehrfache Gefahr des Misslingens<sup>49</sup> aber ist insgesamt als folgenlos für die Konzeption der Performanz ausgemacht, deren Gelingen von kontextuellen Kriterien der Konventionalität des Verfahrens, der Berufenheit der beteiligten Personen, der Korrektheit und Vollständigkeit des Verfahrens, der Aufrichtigkeit und Ernsthaftigkeit der beteiligten Personen sowie deren verfah-

---

in Anspruch nehmen [...]; und das lange Verzeichnis von Mißerfolgen (*infelicities*) verschiedener Art, die das Ereignis des performative beeinflussen können, führt immer zurück auf ein Element dessen, was Austin den totalen Kontext [...] nennt. Eines dieser wesentlichen Elemente – und nicht eines unter anderen – bleibt in klassischer Weise das Bewußtsein, die bewußte Anwesenheit der Intention des sprechenden Subjekts in der Totalität seines Sprechaktes. Dadurch wird der die performative Kommunikation wieder zur Kommunikation eines intentionalen Sinns [...].«

**47** | Vgl. Austin, John L.: Zweite Vorlesung, in: Wirth, Uwe (Hg.): *Performanz*, 65-67.

**48** | Ebd. 65-66: »In den beiden Γ-Fällen dagegen kommt sie zustande, wenn auch ihr Vollzug unter solchen Umständen – etwa wenn wir unehrlich sind – einen Mißbrauch des Verfahrens darstellt. Sage ich zum Beispiel: ›Ich verspreche‹, aber ohne die Absicht, das Versprechen zu halten, dann habe ich versprochen, aber -. [...]. In den Γ-Fällen nennen wir unsere verunglückte Handlung [...] eher ›unehrlich‹, oder wir sagen: ›Es war ihm nicht ernst damit.‹«

**49** | Lycan, William G.: *Philosophy of Language. A Contemporary Introduction*, New York u.a. 2008, 150: »Austin was greatly concerned to emphasize the multifariousness of infelicity. An utterance can go wrong in any one of any number of quite different ways. It can be an ill-advised move in a game, as when one utters (6) because one has miscalculated the odds. Or it may be insincere. Or one may lack the standing or authority to perform an act of the kind intended. Or it may be very rude. Or it may be made too softly and go unheard. Or it may be made, tactlessly, in front of the wrong people. Or it may be verbose and pompous and blather on and on. Or it may presuppose something false, as if I were to apologize for doing something that my hearer had wanted done, or that was not in any way a bad thing to have done, or that I did not even do at all.«

rensgemäßem Verhalten abhängt. Diese notwendigen Bedingungen für eine gelingende Kommunikationshandlung weisen eine fatale Ähnlichkeit mit wahrheitstheoretischen Legitimationsschemata auf.<sup>50</sup>

Zum anderen muss Austin nicht-ernste Sprechakte von seiner Theorie des Performativen ausschließen.<sup>51</sup> Durch solche Späße oder Kunstaktionen sieht er die Regelmäßigkeit des Kontextes, wie auch die Aufrichtigkeit der beteiligten Personen, untergraben und die Funktion der Bedeutungsgebung bei performativen Sprechakten ausgehöhlt.<sup>52</sup> Doch gerade solche Wiederholungen von Äußerungen, selbst wenn sie in einem offensichtlichen Rahmen zitiert werden, bilden die Struktur unserer Sprachlichkeit.<sup>53</sup> Das Unernsthafte lässt sich

---

**50** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 342: »Das Verfahren Austins ist ziemlich bemerkenswert und typisch für jene philosophische Tradition, mit der er so wenig verbunden sein möchte. Es besteht im Anerkennen, daß die Möglichkeit des Negativen (hier, der infelicities) eine sicherlich strukturelle Möglichkeit ist, daß Mißlingen eine wesentliche Gefahr der untersuchten Operationen ist; dann wird mit einer fast unmittelbar gleichzeitigen Geste, im Namen einer Art idealer Regulierung, diese Gefahr als eine zufällige, äußerliche Gefahr ausgeschlossen, die uns nichts über das untersuchte Sprachphänomen lehrt. Dies ist um so merkwürdiger, genaugenommen unhaltbarer, als Austin den ›Fetisch‹ der Opposition value/fact mit Ironie verwirft.«

**51** | Vgl. Austin, John L.: Zweite Vorlesung, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz, 70: »Ich meine zum Beispiel folgendes: In einer ganz besonderen Weise sind performativ Äußerungen unernst oder nichtig, wenn ein Schauspieler sie auf der Bühne tut oder wenn sie in einem Gedicht vorkommen oder wenn jemand sie zu sich selber sagt. Jede Äußerung kann diesen Szenenwechsel in gleicher Weise erleben. Unter solchen Umständen wir die Sprache auf ganz bestimmte, dabei verständliche und durchschaubare Weise unernst gebraucht, und zwar wird der gewöhnliche Gebrauch parasitär ausgenutzt. Das gehört zur Lehre von der Auszehrung [etiolation] der Sprache. All das schließen wir aus unserer Betrachtung aus.«

**52** | Vgl. Szafraniec, Asja: Beckett, Derrida, and the event of Literature, Stanford 2007, 79: »Austin excluded the ›non-serious‹ uses of language on the grounds that they either openly violate any context or are simply indifferent to it. By contrast, Derrida stipulates that the possibility of the ›non-serious‹ precedes the serious or that the two are equiprimordial (and thus in any case, the ›non-serious‹ is not derivative with respect to the serious). As a result, context no longer appears to us as the sole universal criterion for a communicative action's being successful.«

**53** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 345: »Denn ist nicht schließlich, was Austin als Anomalie, Ausnahme, ›unernst‹, das Zitieren (auf der Bühne, in einem Gedicht oder in einem Monolog), ausschließt, die bestimmte Modifikation einer allgemeinen Zitathäufigkeit – einer allgemeinen Iterierbarkeit vielmehr –, ohne die es sogar kein ›geglücktes‹ performative gäbe? So daß als paradoxe, aber unvermeidliche Konsequenz – ein geglücktes performative notgedrungen ein ›unreines‹ performative ist [...]. Ich werde die Dinge nun

nicht ohne weiteres von einem so genannten normalen Gebrauch der Sprache abspalten. Vor allem, wenn man sich wie Austin weigert, konstative Wahrheitsbedingungen anzuerkennen, die eine inhaltliche Abtrennung von ernsthaften und unernsthaften Sprechakten ermöglichen würde. Im Begriff des Kontextes versucht Austin notgedrungen, sowohl Kriterien für eine inhaltliche Selektion von Unernsthaftigkeit gewinnen zu können, als auch traditionell wahrheitsbasierte Garanten einer konstativen Redeweise zu vermeiden. Dies bringt ihn in die Nähe der philosophischen Richtungen, die er zu überwinden glaubt.<sup>54</sup>

Eine weitere Folge des ursprünglichen Widerspruchs, der heimlichen Wiedereinführung einer vorher negierten Bedeutung, zwingt Austin dazu, dasjenige hochzuhalten, was er die Quelle der Äußerung nennt. Die Metapher der Quelle<sup>55</sup> legt nahe, den Sprecher in einer mündlichen Sprache als Ursprung einer reinen, klaren und unverfälschten Bedeutung anzunehmen. Über diese Sonderstellung des Produzenten kann wieder eine Anwesenheit, eine verbindliche Intension konstruiert werden.<sup>56</sup> Die Theorie der Performanz, der selbsterfüllenden Redeaktion, legt nahe, jeder Äußerung ein stillschweigendes »Ich sage, dass...« vorauszusetzen. Diese Anwesenheit eines Autoren ist in der direkten Kommunikation im Gegenüber des Gesprächspartners offensichtlich

---

von der Seite der positiven Möglichkeit und nicht nur von der des Mißlingens angehen: wäre eine performative Äußerung möglich, wenn kein Zitat als Double die reine Einmaligkeit des Ereignisses spaltete, von sich selbst trennte?«

**54** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 347: »Damit sich ein Kontext in dem von Austin geforderten Sinne erschöpfend bestimmen lässt, ist es zumindest notwendig, daß die bewußte Intention sich selbst und den anderen vollkommen gegenwärtig und wirklich transparent sei, da sie ein bestimmender Mittelpunkt des Kontextes ist. Der Begriff oder die Forderung des ‚Kontextes‘ scheint also an derselben theoretischen und selbstsüchtigen Ungewißheit zu leiden wie der Begriff des ‚Gewöhnlichen‘, an denselben metaphysischen Ursprüngen: dem ethischen und teleologischen Diskurs des Bewußtseins.«

**55** | Zu Beginn dieser Untersuchung hat sich diese Metapher von Wasser und Wahrheit aufgedrängt. Vgl. Derrida, Jacques: Qual Quelle. Die Quellen Valérys, in: ders.: RP, 291-325

**56** | So kann in der Weiterentwicklung der Sprechakttheorie die Intention des Autors herangezogen werden, um fiktionale Sprechakte zu identifizieren. Vgl. Searle, John: Expression and Meaning, Studies in the Theory of Speech Acts, New York u.a. 1979, 65-66: »[...] the identifying criterion for whether or not a text is a work of fiction must of necessity lie in the illocutionary intentions of the author. There is no textual property, syntactical or semantic, that will identify a text as a work of fiction. What makes it work of fiction is, so to speak, the illocutionary stance that the author takes toward it, and that stance is a matter of the complex illocutionary intentions that the author has when he writes or otherwise composes it.«

und wird bei schriftlichen Äußerungen durch die Unterschrift des Autoren substituiert.<sup>57</sup> Ebenso das »Hiermit« in offiziellen Dokumenten bezieht sich deutlich auf die Quelle einer Äußerung und legen dem Autor des Gesagten eine Autorität über die Bedeutung – über das »was er doch gemeint hat« – zugrunde. Diesen Namenszügen und Formeln liegt die ähnliche Funktion zugrunde, dass sie als Stellvertretermerkmale die Anwesenheit eines Autors während seiner tatsächlichen Abwesenheit anzeigen. Diese Formeln bezeugen darüber hinaus die Exklusivität, die Einmaligkeit und die Ursprünglichkeit der Unterzeichnung, die absolute (Rechts-)Gültigkeit für sich in Anspruch nimmt. Eine Unterschrift bedeutet: »Allein ich habe das hergestellt und verfüge, dass es in meinem Namen gelten soll!«

Die Frage ist jedoch, ob sich dieser Anspruch von Originalität und exklusiver Repräsentation durchhalten lässt:<sup>58</sup> »Die Auswirkungen des Unterzeichnens sind die gewöhnlichste Sache der Welt. Aber die Bedingung der Möglichkeit dieser Auswirkungen ist gleichzeitig, noch einmal, die Bedingung ihrer Unmöglichkeit, der Unmöglichkeit ihrer strengen Reinheit. Um zu funktionieren, das heißtt, um lesbar zu sein, muß eine Unterzeichnung eine wiederholbare, iterierbare, nachahmbare Form haben; sie muß sich von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion lösen können.«<sup>59</sup>

Derrida hat mit dieser Kritik<sup>60</sup> an der Austinschen Sprechakttheorie performativ gezeigt, wie sich das Spiel der Sprache in der Form von ergänzungsbedürftigen und ergänzenden Annahmen weiterentwickelt. Dieses Prozessieren von Supplementen an der Sprechakttheorie macht einerseits deutlich, dass Austin wiedereinführt, wovon er eigentlich wegkommen will, nämlich Kommunikation nicht mehr synonym zu verwenden als dem Beförderungsmittel von Sinn, das einen reibungs- und rückhaltlosen Austausch von Bewusstseinen garantieren könnte. Andererseits erklärt sich daraus die

---

**57** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 348.

**58** | Vgl. Zima, Peter: *What is Theory? Cultural Theory as Discourse and Dialogue*, New York, London 2007, 196: »Unlike Austin and Searle, who continue to adhere to the idea of an autonomous subject responsible for a particular and univocal intentionality in speech, Derrida tries to deconstruct individual subjectivity along with its speech acts and the underlying intentionality.«

**59** | Derrida, Jacques: RP, 349.

**60** | Kritik bedeutet hier nicht das Aufzeigen einer fehlerhaften Konzeption im Namen einer größeren Wahrheit, sondern die widersprüchliche Gleichzeitigkeit vom achtenswerten Bemühen Austins um eine alltagsnähere Sprachauffassung im Begriff der Performance und den axiomatischen Unzulänglichkeiten, die sich bei einer retorsiven Anwendung der performativen Theorie ergeben. Dies geschieht unter den Stichpunkten des totalen Kontexts und der Quelle (bzw. der Signatur), durch die vorher abgelehnte Bedeutungsgaranten für einen konstativen Wahrheitsbegriff restauriert werden.

Wirkungsweise des Supplements: Austin erkennt an der bestehenden Auffassung, die Sprache nur als Träger von wahrhaften Bedeutungen in ein enges logisches Korsett steckt, einen erheblichen Mangel und behebt diesen durch die Aufpfropfung seiner Theorie der Performanz. Damit ist jedoch kein fertiges, perfektes System entstanden, sondern nur wieder ein wesentlicher Mangel reproduziert worden, der durch Zusätze und Anbauten geschlossen werden muss – was Derrida durch seine Anmerkungen in der Art eines pädagogischen Schauspiels<sup>61</sup> wiederholt. Und genau durch seine Wiederholung vorführt, dass die Randbereiche des Eigentlichen nicht als zu vernachlässigendes Beiwerk beiseite zu schieben sind, sondern auf das eigentlich selbstgenügsame Zentrum konstituierend einwirken.<sup>62</sup> Derrida unterzeichnet seinen Essay mehrmals, um darauf hinzuweisen, dass jegliche sprachliche Äußerung der Iterierbarkeit unterliegt, und dass damit eine unkontrollierbare Bedeutungsmultiplikation<sup>63</sup> einsetzt, die immer weiter von einem wahrhaftigen Ursprung, der Intention

**61** | Vgl. Derrida, Jacques: Limited Inc., 175: »Andererseits verwende ich dabei zahlreiche Aussagen oder diskursive Gesten und Schriftformen, deren Struktur meine Demonstration in gewisser Weise auf praktische Art stützt, das heißt, indem ich Beispiele von speech acts gebe, die durch sie selbst die begrifflichen Oppositionen unpraktizierbar und theoretisch ungenügend machen, denen die Theorie der speech acts im allgemeinen vertraut, vor allem in der Gestalt, die ihr Searle gibt (ernst/unernst, wörtlich/metaphorisch oder ironisch, normale Formen/parasitäre Formen, use/mention, intentional/nicht intentional und so weiter). Diese doppelte Schrift schien mir mit den Sätzen zusammenzuhängen, die ich gleichzeitig auf theoretischer Ebene vor Augen führen und in der Praxis von speech acts exemplifizieren wollte.«

**62** | Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 114: Das Supplement ist also »[...] ein unwesentlicher Zusatz, der zu etwas hinzugefügt wird, was schon in sich vollständig ist; aber das Supplement wird hinzugefügt, um zu vervollständigen, um in dem, was eigentlich als in sich vollständig galt, einen Mangel zu kompensieren.«

**63** | Durch die Wiederholung eines Zeichens erfolgt nicht nur ein Bedeutungszerfall, sondern auch immer eine damit verbundene Bedeutungsrekonstruktion. Vgl. Derrida, Jacques: Limited Inc., 84-85: »Aber die Notizen können nur insofern geschrieben oder gelesen werden, als mein Nachbar auf meinen anwesenden Beistand verzichten kann, um das zu lesen, was ich ohne seinen anwesenden Beistand schreiben konnte, sowie insofern als diese beiden möglichen Abwesenheiten selbst in dem Augenblick, in dem ich schreibe und in dem er liest, die Möglichkeit der Botschaft entwerfe. Infolgedessen hinterlassen diese beiden Abwesenheiten – die eben die Notiz ersetzen soll und die sie daher impliziert – sogleich [...] ihre Markierung [marque] im Zeichen [marque]. Sie versehen [remarquent] das Zeichen [marque] im vorhinein mit einer neuerlichen Markierung. Diese neuerliche Markierung [remarque] ist eigenartigerweise Teil des Zeichens [marque]. Und diese neuerliche Markierung [remarque] ist nicht von der Struktur der Iterabilität trennbar [...].«

eines Autors oder der Quelle der Bedeutung wegführt.<sup>64</sup> Selbst bei dieser vorbildlichen Instanz der Bedeutungsgebung, der Unterschrift als Zeichen der Autorschaft, werden die Konturen durch die iterierenden Bedeutungsüberlagerung einer Schriftlichkeit verwischt.

Dieser performative Hinweis von Derrida funktioniert nur, wenn die Gültigkeit performativer Äußerungen akzeptiert wird. Das Projekt Austins wird derart bewundernd bestätigt, indem es imitiert wird<sup>65</sup>. Gleichzeitig erfolgt eine Delimitation, die auf die selbstwidersprüchliche Begrenzung der Theorie Austins hinweist und sie überbietet: Mag das Faksimile der handschriftlichen Unterzeichnung Derridas noch die Sehnsucht nach einer Quelle der Bedeutung bei Austin persiflieren, die gedruckte Unterschrift gleich darunter noch davon handeln, dass die Eigengesetzlichkeit der Schrift jegliche Bedeutung disseminaliv verstreut und weiterranken lässt, die neuerliche Nennung der bloßen Initialen (»J.D.«) zeugt vom unaufhaltsamen Verfall klassischer Wahrheitskonzeptionen.<sup>66</sup> Die Iterabilität, die schriftgemäße Möglichkeit ihrer Wiederholung, erzwingt einen beständigen Prozess des Sinnverfalls<sup>67</sup> und der Sinnrekonstruktion.<sup>68</sup>

---

**64** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 350: »2. der semantische Horizont, der gewöhnlich den Begriff von Kommunikation beherrscht, wird durch die Intervention der Schrift, das heißt einer Dissemination, die sich nicht auf eine Polysemie reduziert, überschritten oder durchbrochen. Die Schrift liest sich, sie gibt, ‚in letzter Instanz‘, keinen Anlaß zu einem hermeneutischen Dechiffrieren, zur Entzifferung eines Sinns oder einer Wahrheit.«

**65** | Diese Faszination für die Theorie der Performativität von Texten, die eine Wirkung zeitigen und eine Handlung anstoßen, setzt sich in weiteren Aufsätzen von Derrida fort: Derrida, Jacques: Unabhängigkeitserklärungen, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz, 121-128; Derrida, Jacques: Gesetzeskraft. Der ‚mystische Grund der Autorität, Frankfurt a.M. 1991: 28, 55; Derrida, Jacques: Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen, Berlin 2003, 19, 24-29; Derrida, Jacques: unbedingte Universität, 13, 22.

**66** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 351.

**67** | Vgl. Zima, Peter V.: Interpretation und Dekonstruktion: Iterativität und Iterabilität, in: Schwarz, Alexander (Hg.): Der unzitierbare Text: Ein Gespräch, Bern u.a. 1997, 12: »Mit anderen Worten, die Iterabilität als Wiederholung oder Rekurrenz eines Zeichens hat den Zerfall der semantischen Identität dieses Zeichens zur Folge: zunächst aus pragmatischen Gründen (wegen der Verschiedenheit der Kommunikationszusammenhänge), dann aus semantischen Gründen (wegen des Bedeutungswandels, der innerhalb des diskursiven Kontextes stattfindet [...]).«

**68** | Vgl. Derrida, Jacques: Limited Inc., 65 + 69: Die Möglichkeit einer Fehlinterpretation oder einer Bedeutungsabberation ist durch die Wiederholbarkeit den Äußerungen konstitutiv. Zudem wird in der Wiederholung das scheinbar bloß reproduzierte neu erschaffen.

### 1.3.3 Das Supplement

Dieser Begriff des sich weiterentwickelnden Textsupplements scheint sich eng an die Theorie der Inokulation bei Friedrich Nietzsche in »Menschliches, Allzumenschliches« anzulehnen, in der er von »Veredelung durch Entartung«<sup>69</sup> spricht. Fortschritt ist nur möglich, weil eine rigide Hierarchie durch aus der Art geschlagene Bestandteile geschwächt und erschüttert wird. »Gerade an dieser wunden und schwach gewordenen Stelle wird dem gesamten Wesen etwas Neues gleichsam inokuliert [...]«<sup>70</sup>. Eine Schwachstelle wird auf diese Weise zum Initial, eingefahrene Sichtweisen und Denksysteme zu überprüfen und diese dynamisch im beständigen Wandel von Ergänzungsbedarf und Supplement weiterzuentwickeln.

Eine solche Kette von sich permanent revoltierenden Aufpfropfungen benennt Derrida als Spur oder »trace«. Die verschiedenen Schichten, die sich übereinander lagern beim Fortgang der Supplementierung, ergeben ein fortlaufendes Netz von Verweisungen, die sich in ihrer Unterschiedlichkeit auch gegenseitig widersprechen und negieren können. Diese Anfügung einer unterschiedlichen, entartenden Theorie verhindern jeglichen Präsenz- oder Substanzgedanken.<sup>71</sup> Derjenige ist längst vergangen, der die Spur angefertigt haben könnte – etwa ein Schöpfergott –, wir können nicht einmal mehr sagen, dass sie gefertigt wurde.<sup>72</sup> Das einzige, was besteht, ist eine Spur von in sich

**69** | Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Menschliches, Allzumenschliches I und II*. Kritische Studienausgabe, München 2002, 187 (§ 224) Nietzsche spricht hier zwar von gesellschaftlich-kulturellen Phänomenen. Wieso aber sollte man nicht diese Wirkungsweise auch auf sprachliche Vorgänge (oder menschliche Erkenntnis überhaupt) ausdehnen können?

**70** | Ebd. 187 (§ 224).

**71** | Vgl. Dreisholtkamp, Uwe: Derrida, 150: »Ein jedes Supplement bezeichnet den Verlust eines Ursprungs, der nie stattgefunden hat und dessen Stelle deshalb von dem besetzt wird, das aus dem Ursprung doch erst folgen soll. Die Abwesenheit einer Präsenz ist die Anwesenheit des Supplements, das die Präsenz zugleich auf Abstand hält und präsent zu machen verspricht.«

**72** | Damit unterscheidet sich dieser Entwurf der Spur von dem bei Paul Ricoeur. Der schließt (wie in der Jagdkunde) von einer Spur auf dasjenige Wesen, das sie hinterlassen hat. Vgl. Ricoeur, Paul: *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen*, Göttingen 2004, 31-32: »Was ist aber eine Spur anderes als das moderne Äquivalent des Abdrucks gemäß den Griechen? [Ricoeur spielt hier auf Platons Sophistes an, Anm. d. Verf.] Die Metapher hat sich vom Abdruck des Siegels im Wachs zum Vorbeilaufen eines Tieres im Feld verschoben. Aber der Hintergrund der Metapher ist der gleiche: Die hinterlassene Spur ist ebenfalls ein Abdruck, welchen es zu entziffern gilt. [...] So wiederholt sich das Rätsel des Abdrucks in dem der Spur; man braucht ein

selbst unterschiedenen Verweisungen ohne Anfang und ohne Ende, von der keine autoritative Bedeutung mehr ausgehen kann. Bei der Spur handelt es sich um eine unabgeschlossene Folge von unendlichen, aufeinander verweisenden Elementen.<sup>73</sup> Die Begrifflichkeit des Supplements, das man als Aufpfropfung<sup>74</sup> übersetzen kann, legt die Interpretation nahe, das Supplement selbst und den zeitlichen Fortgang der Supplementierung in der Form einer sich entziehenden Spur als Analyse des Verlaufs, der Wachstumsphase eines Begriffskonglomerates in seinen verschiedensten Verwendungen anzusehen, während der Begriff der Dissemination eher die Verstreutung, die Aussaat von solchen Bedeutungsranken erläutert.<sup>75</sup> Die Sprache gleicht damit einer wu-

---

vorgängiges theoretisches Wissen über die Eigenschaften desjenigen, der eine Spur hinterlassen hat, und ein praktisches Wissen hinsichtlich der Kunst des Entzifferns der Spur, die dann als Zeichenwirkung des Vorbeilaufens desjenigen, der die Spur hinterlassen hat, fungiert.“

**73** | Vgl. Derrida, Jacques: SD, 436-437: »Wenn sich die Totalisierung alsdann als sinnlos herausstellt, so nicht, weil sich die Unendlichkeit eines Feldes nicht mit einem Blick oder einem endlichen Diskurs erfassen läßt, sondern weil die Beschaffenheit dieses Feldes – eine Sprache, und zwar eine endliche Sprache – die Totalisierung ausschließt: dieses Feld ist in der Tat das eines Spiels, das heißt unendlicher Substitutionen in der Abgeschlossenheit (*clôture*) eines begrenzten Ganzen. Dieses Feld erlaubt die unendlichen Substitutionen nur deswegen, weil es endlich ist, das heißt, weil ihm im Gegensatz zum unausschöpfbaren, allzu großen Feld der klassischen Hypothese etwas fehlt: ein Zentrum, das das Spiel der Substitutionen aufhält und begründet. Wollte man sich des Wortes bedienen, dessen ärgerliche Bedeutung im Französischen immer wieder ausgelöscht wird, könnte man sagen, daß diese Bewegung des Spiels, die durch den Mangel, die Abwesenheit eines Zentrums oder eines Ursprungs möglich wird, die Bewegung der Supplementarität (*supplémentarité*) ist. Man kann das Zentrum nicht bestimmen, weil das Zeichen, welches das Zentrum ersetzt, es supplementiert, in seiner Abwesenheit seinen Platz hält, – weil dieses Zeichen sich als Supplement noch hinzufügt.“ Vgl. Schrijver, Georges de: *The political Ethics of Jean-François Lyotard and Jacques Derrida*, Leuven u.a. 2010, 268-269.

**74** | Vor allem die Nähe zur Terminologie Nietzsches (»Inokulation«) begünstigt die metaphorische Ausbeutung der botanischen Fachsprache. Die künstliche Aufpfropfung eines artfremden, entarteten Reises auf eine gewöhnliche Unterlage führt erst zur Veredelung.

**75** | Vgl.: Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 160: Es zeigt sich, »daß dissémination die Verstreutung von Sperma, Samenkörnern und von sèmes (semantische Merkmale) bedeutet«. Vgl. auch: Zima, Peter V.: Dekonstruktion, 52: Die Tatsache, daß abweichende, différante, einander ausschließende Bedeutungen unter einer Markierung zusammenfallen, nennt Derrida Dissemination. Dies hat zur Folge, daß eine volle »Sinnpräsenz nicht zu verwirklichen ist, weil jedes Zeichenunabhängig auf andere, vorausgegangene

chernden Hecke von Bedeutungen, deren Verzweigungen willkürlich und unkontrollierbar austreiben. Dieses nicht mehr nachvollziehbare Sprießen der Bedeutungsebenen führt zu einer hermetischen Eigenständigkeit der Sprache, die sich beispielhaft in der Schrift äußert.<sup>76</sup> Die Wucherungen, diese Bedeutungsvervielfältigungen, sind jedoch alles andere als beliebige Aneinanderreihungen, sondern erhöhen durch ihre Supplementierung den Anschluss von weiterer sinnhafter Kommunikation, ohne zu einem Stillstand in einer in sich ruhenden Wahrheit zu kommen.<sup>77</sup> Solche Spuren geben die Richtung für weitere Diskurse an.

### 1.3.4 Der supplementäre Charakter der Schrift

Diejenigen Merkmale, die der iterierbaren Schrift zugrunde liegen, wie die beliebige Wiederverwendbarkeit der Zeichen und der Supplementarität der Schrift lassen sich verallgemeinern. Diese beiden Eigenschaften gelten für alle Zustände des Seins, die erst in ihrer Beobachtung und Beschreibung zu Tage treten.<sup>78</sup> Entgegen einem der Hauptdogmen in der philosophischen Überlieferung, dass Wahrheit nur im reinen Denken, in der Selbstaffektation des Geistes geschehen oder immerhin noch im unverfälschten Medium der unmittelbaren mündlichen Unterhaltung gefunden werden kann,<sup>79</sup> verteidigt Derrida die Schrift: Mit der Ausweitung des Schriftbegriffes auf den ganzen erfahrbaren und interpretierbaren Lebensraum unserer Realität wird durch die Schrift also eine Art von »steinerner Autonomie«<sup>80</sup> der Markierungen gegenüber ihren im Fluß begriffenen Bedeutungen erreicht. Der Logozentrismus in

---

oder nachfolgende Zeichen verweist und dadurch den Zerfall der eigenen Identität und der Sinnpräsenz bewirkt.«

**76** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 350: »Die Schrift liest sich [Nicht wir lesen die Schrift! Anm. d. Verf.], sie gibt, ›in letzter Instanz, keinen Anlass zu einem hermeneutischen Dechiffrieren, zur Entzifferung eines Sinns oder einer Wahrheit [...].«

**77** | Vgl. Geisenhanslücke, Achim: Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft, Darmstadt 2003, 98.

**78** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 335: »Sie würden nicht nur für alle Ordnungen von ›Zeichen‹ und für alle Sprachen im allgemeinen gelten, sondern sogar, über die semio-linguistische Kommunikation hinaus, für das ganze Feld dessen, was die Philosophie Erfahrung nennen würde, ja sogar Erfahrung des Seins: die sogenannte ›Präsenz‹.«

**79** | Vgl. Flynn, Bernard: Derrida and Foucault: Madness and Writing, in: Silverman, Hugh J. (Hg.): Derrida and Deconstruction, 211: »Derrida has shown us throughout the course of his writings that the desire to occult the essential iterability of writing, thereby rendering it indissolubly linked to the event of self-presence, is the constitutive, if impossible, desire of metaphysics.«

**80** | Vgl. Habermas, Jürgen: Diskurs der Moderne, 196.

der Philosophie, der oft mit einem Phonozentrismus einhergeht,<sup>81</sup> wird durch die Schriftlichkeit unterwandert.<sup>82</sup> Schriftzeichen, die so aufgefasst werden, sträuben sich gegen jeden Versuch der Errichtung einer metaphysischen, unumstößlich-autoritativen Weltsicht, die den Anspruch auf Wahrhaftigkeit erhebt. Bei diesem Textbegriff bietet sich die Möglichkeit, die Welt dynamisch als ein stetiges Verschieben von Supplementen, Unterschieden und Differenzen zu analysieren.<sup>83</sup> Die Textualität wird zum Überbleibsel einer in chaotischem Werden verlorenen Welt, die niemals in einem gesicherten Sein anwesend sein kann. Was bleibt, ist eine Erkenntnis der Wirklichkeit als Schrift, die wie ein steinernes, unverwittertes Grabmal von seinen vergänglichen und vergangenen Sprechern, Rezipienten und Bedeutungen zeugt.<sup>84</sup> Der Tod der Bedeutung wohnt im Grabmal des Zeichens.<sup>85</sup> Dieser Wegfall fester Bedeutungs-

---

**81** | Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 102: »Diese Verurteilung der Schrift ist deshalb so bedeutsam, weil der ›Phonozentrismus‹, der die Schrift als bloße Repräsentation der Rede ansieht und damit eine unmittelbare Beziehung von Rede und Sinn herstellt, unausweichlich mit dem ›Logozentrismus‹ der Metaphysik verbunden ist, der Ausrichtung der Philosophie auf eine Ordnung des Sinns – Denken, Wahrheit, Vernunft, Logik, das Wort –, die als in sich selbst existierend, als Basis aufgefaßt wird.« Vgl. Derrida, Jacques: *La Dissémination*, Paris 1972, 77-215.

**82** | Vgl. Habermas, Jürgen: Diskurs der Moderne, 212: Vielmehr »[...] ist das gesprochene Wort von Haus aus auf das Supplement des geschriebenen Wortes angelegt, so daß sich das Wesen der Sprache, nämlich die konventionelle Festlegung und ›Institutionalisierung‹ von Bedeutungen im Zeichensubstrat anhand der konstitutiven Eigenschaften der Schrift erklären läßt.«

**83** | Vgl. Dreisholtkamp, Uwe: Andere(s) in Schriften, in: Henningfeld, Jochem u. Jansohn, Heinz (Hg.): *Philosophien*, 229: »Diese bekannte Feststellung Derridas [dass es kein Textäußereres gibt, Anm. d. Verf.] dehnt nicht einen traditionellen Textbegriff ins Absurde aus – sie bringt noch einmal auf andere Weise zur Sprache, dass jenseits eines Zusammenhangs differentieller Relationen kein souveräner Ursprung liegt, sondern weitere Zusammenhänge differentieller Relationen. [...] Ohne konstitutive Iterationen, die verändern, indem sie wiederholen, die wiederholen, indem sie verändern, gibt es für Derrida keine Wirklichkeit, wodurch im Gegenzug auch folgt, dass es diese als kontingente Eröffnung in den Spielen der Differenzen durchaus gibt.«

**84** | Vgl. Derrida, Jacques: Leben ist Überleben, Wien 2005, 40: »Jedesmal, wenn ich etwas von mir gebe, wenn eine solche Spur von mir (aus)geht, auf nicht-wiederanzueigende Weise ›(her)vorgeht‹, (er)lebe ich meinen Tod in der Schrift. Die äußerste Prüfung: Man enteignet sich, ohne zu wissen, wem die Sache, die man hinterläßt, eigentlich anvertraut wird.« Vgl. Baldwin, Thomas: Death and Meaning – Some Questions for Derrida. in: Glendinning, Simon: Arguing with Derrida, Oxford 2001, 90.

**85** | Vgl. Bennington, Geoffrey u. Derrida, Jacques: Derrida, 64: Der Grabmalcharakter der Schrift »[...] setzt das Geschriebene der allgemeinen Alterität seiner Bestimmung

träger bedeutet auch den Verlust eines festen normativen Zentrums, von dem aus eine unumstößliche Beurteilung möglich wäre. Der unabgeschlossene Diskurs und die Schrift, die nie zu Ende geschrieben werden kann, bilden den Fortsatz und die Chiffre für einen metaphysischen Weltbegriff, der aufgrund seiner Brüchigkeit nicht mehr allein stehen kann.<sup>86</sup> Die Überfrachtung des Schriftbegriffes mit der ganzen unserer Erfahrung zugänglichen Welt, diese Neubelegung des Gegenstandsbereiches der Markierung »Schrift« sprengt die klassische Bivalenz des metaphysischen Denkens.<sup>87</sup> An die alte Konvention, die den Gebrauch von Schrift festlegte und damit eine Opposition von Rede und Schrift (von direkt zugänglicher Verandeswelt und vermittelndem Umweg über den Text) nahelegt, wird erinnert und sie zugleich durch die neuartige, spielerische Verwendung von Schriftlichkeit erweitert.<sup>88</sup>

## 1.4 DIE DIFFÉRENCE ALS GESTAFFELTE UNTERSCHIEDUNG

Eine derartige Expansion der Schrift dient Derrida dazu, dem Umstand unseres metaphysischen Wirklichkeitsverlustes gerecht zu werden.<sup>89</sup> Unsere Welt, das sind unsere Beschreibungen. Beschreibungen, die sich nie ausschöpfen

---

aus, untersagt ihm aber zugleich jede gesicherte oder vollständige Auskunft bei einer solchen Bestimmung. [...] Ein Text beruhigt sich niemals in der Einheit seines zuletzt (wieder)gefundenen Sinns.« Vgl. Friedrich, Peter: Schrift und Grab. Literalität und Liminalität in der epitaphischen Texttradition, in: Geisenhanslücke, Achim u. Mein, Georg (Hg.): Grenzräume der Schrift, Bielefeld 2008, 167-188.

**86** | Vgl. Derrida, Jacques: SD, 424: »Es ist dies auch der Augenblick, da infolge der Abwesenheit eines Zentrums oder Ursprungs alles zum Diskurs wird – vorausgesetzt, man kann sich über dieses Wort verstündigen –, das heißt zum System, in dem das zentrale, originäre oder transzendentale Signifikat niemals absolut, außerhalb eines Systems von Differenzen, präsent ist. Die Abwesenheit eines transzentalen Signifikats erweitert das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins Unendliche.«

**87** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 350.

**88** | Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 156: »Indem er von der traditionellen Charakterisierung der Schrift ausgeht und argumentiert, daß auch die Rede eine Form der Schrift sei, schafft Derrida im Grunde einen neuen Begriff der Schrift, eine verallgemeinerte Schrift, die auch die Rede einschließt, behält aber den alten Namen als levier d'intervention bei –als Interventionshebel, der es erlaubt, in den hierarchischen Gegensatz (Schrift/Rede), den er transformieren will, einzugreifen.«

**89** | Kathrin Busch scheint dieser textuellen Wirklichkeitssupplementierung bei Derrida nicht gerecht zu werden, wenn sie Derrida vor der Interpretation eines angeblichen »Konstruktivismus« in Schutz zu nehmen versucht. Vgl. Busch, Kathrin: Wie gesprochen werden? Zur Passion der Rede bei Derrida, in: Alloa, Emmanuel u. Lagaay, Alice (Hg.):

können, die immer durch Supplemente überworfen und erneuert werden. Sie verweisen über sich selbst hinaus und offenbaren damit den wesentlichen Mangel, das Wesentliche ihres Gegenstandes nicht vollständig erfasst, ihren Inhalt nicht restlos ausgeschöpft zu haben. Diese Struktur aufeinander bezogener Verweisungen besteht systematisch in einer unterscheidungsgebundenen Abhängigkeit.<sup>90</sup>

Die Beschaffenheit solcher Unterscheidungen lässt jedoch keine einfache Identifikation dieser Struktur zu. Der Umstand, dass jede identifizierende Aussage jeweils einen grundlegenden Supplementierungsbedarf äußert, verunmöglicht die Identifikation dieses Vorganges durch eine Definition nach klassisch metaphysischem Muster. »Différance« soll demnach der Name für eine Ordnungsstruktur von verschachtelten Differenzen sein, die sich selbst einer Einordnung aufgrund ihrer mehrfachen Unterschiedenheit entzieht.<sup>91</sup> Eine paradoxe Systematik von ineinander verwobenen Unterscheidungen, die sich in gegenseitiger Abgrenzung bedingen, aber dadurch gleichzeitig ausfasern und sich einer Identifizierung oder einer Bedeutungsfeststellung verweigern. Die »Différance« beschreibt eine Dynamik der Vernetzung von sich immer erneuernden Bedeutungsschattierungen und kann deshalb nicht auf einen Begriff gebracht werden und in ihm zur Ruhe kommen.<sup>92</sup>

---

Nicht(s) sagen. Strategien der Sprachabwendung im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2008, 101-102

**90** | Vgl. Derrida, Jacques: Die différance, in: ders.: RP, 40: »Jeder Begriff ist seinem Gesetz nach in eine Kette oder in ein System eingeschrieben, worin er durch das systematische Spiel von Differenzen auf den anderen, auf die anderen Begriffe verweist. Ein solches Spiel, die différance, ist nicht einfach ein Begriff, sondern die Möglichkeit der Begrifflichkeit, des Begriffsprozesses und -systems überhaupt.«

**91** | Vgl. Zeillinger, Peter: Jacques Derrida Bibliographie, Wien 2005, 6: »Der différance-Vortrag vom Januar 1968 [in dem von der ›différance‹ angeblich zum ersten Mal die Rede war, Anm. d. Verf.] stellt also nicht die selbstgewisse Etablierung eines neuen Begriffs dar, sondern versteht sich als nachträgliche Deutung einer ebenfalls erst nachträglich erkannten Gemeinsamkeit von Analysen, die, nach Derrida, eben auf die un hintergehbare Wahrnehmung einer nicht begrifflich fassbaren ›Vorgängigkeit‹ hinausliefe und so – als Konsequenz! – eine Annäherung notwendig mache, die über das begrifflich Fassbare hinausginge: die Rede von einem in seinem ganz spezifischen Kontext zu verstehenden Neologismus, den Derrida mit einigen Hinweisen auf seine mögliche Etymologie als ›différance‹ (mit a) zu bezeichnen versucht. Zahlreiche Missverständnisse, die mit diesem (Nicht-)Begriff verbunden wurden, lassen sich so durch eine konsequente Lektüre auch der performativen Aspekte von Derridas Texten auflösen.«

**92** | Vgl. Lagemann, Jörg u. Gloy, Klaus: auf der Spur, 137: »Wie gesehen, stellt die Differentialität der sprachlichen Zeichen- und Systemkonstitution für Derrida die entscheidende theoretische Ressource des Zeichenbegriffs gegen seine metaphysische

### 1.4.1 Metaphorik des »A« im Neologismus Différance

Schon im orthographischen Erscheinungsbild der Wortneuschöpfung »Différence« kann man die Wirkungsweise und die Kraftentfaltung ablesen, die sich aus der fundamentalen Entrückung aller Sachverhalte in Supplemente ergibt. Der Verstoß gegen die Regeln der Rechtschreibung<sup>93</sup>, anstelle eines »e« im französischen Wort für Unterscheidung »différence« ein »a« zu setzen, erregt unmittelbar Missfallen und Aufmerksamkeit.<sup>94</sup> Damit wird die Metaphorik des Buchstabens »A« ins Zentrum des Interesses gerückt.

Im hebräischen Alphabet hat das »Aleph« eine herausragende Verwendung, die zu einer Erläuterung der Différence herangezogen werden kann. So wohl das »Aleph«,<sup>95</sup> als auch die Verschiebung von »e« zu »a« in »différence«, sind zwar am Schriftbild erkennbar, jedoch in der Aussprache völlig unschein-

---

Präsenzabhängigkeit in Form des (transzendentalen) Signifikats dar. Die differentielle Natur des Systems führt in seiner Sicht zu einer prinzipiell endlosen Verweisung, wodurch jedes Element nicht auf ein (transzentales) Signifikat verweist, dessen Wesen darin besteht, der Verweisungsprozeß anzuhalten, sondern auf einen weiteren Signifikanten.«

**93** | Diese Polemik gegen die Übereinkunft einer richtigen Schreibweise, dieses minimale Aufbegehren, zeigt, was schon in der Einleitung unter dem Stichwort der Ironie als Kennzeichen für die »Postmoderne« angesprochen wurde: Die »stumme Ironie« der unmerklichen Buchstabenvertauschung, bei der unhörbar so getan wird, als ob der Wortgebrauch gewohnten Sprachkonventionen (eingeschlossen einer gewohnten Bedeutungsfülle von Begriffen) folgt, bei der aber buchstäblich gegen die Orthografie verstossen wird, führt dazu, dass zusätzliche Bedeutungsebenen eingezogen werden. Von einer ironischen Sprechweise kann nicht einfach eine Bedeutung herausgehoben werden. Mehrere widersinnige, ernsthafte und unernsthafte Bedeutungsmöglichkeiten konkurrieren bei der Ironie um die Deutungshoheit. Den Reiz der Ironie, ihren Witz macht es aus, dass keine dieser Möglichkeiten die Oberhand gewinnt, dass die gleichrangigen Deutungsmöglichkeiten kontrastierend und unentschieden nebeneinander stehen. Ironisch geschieht eine Anreicherung der sprachlichen Wirklichkeit. Vgl. Derrida, Jacques: RP, 31. Vgl. unter dem Schlagwort der »Leichtfertigkeit« eine Schwächung des scheinbar »natürlichen Bandes« zwischen Lautbild und nur einer ausgezeichneten Bedeutung: Derrida, Jacques: G, 63.

**94** | Diese unangenehme Wirkung einer solchen Abweichung vom konventionellen Sprachgebrauch tritt ebenfalls in der deutschen Übersetzung hervor. Vgl. Kimmerle, Heinz: Jacques Derrida zur Einführung, Hamburg 2000, 77: Für différance – »[...] Différänz. In der deutschen Übersetzung wird dabei ein wichtiger Punkt nachgeahmt, nämlich daß die Veränderung in der Schreibung beim Sprechen nicht zu hören ist.«

**95** | Vgl. Kimmerle, Heinz: Jacques Derrida, 78: Da das Aleph »[...] selber gar kein Buchstabe im eigentlichen Sinne ist, sondern nur als laryngaler (im Kehlkopf erzeugter)

bar. Mit dieser unerhörten Verschiebung der Vokale wird auf eine bedeutende Rolle der Schrift gegenüber der gesprochenen Sprache hingewiesen. Dadurch treten Bezugspunkte zur jüdischen Kabbalistik im Hintergrund auf.<sup>96</sup> Sie äußern sich darin, dass »[...] in der Unbestimmtheit dieses gebrechlichen und vieldeutigen Zeichens [»Aleph«, Anm. d. Verf.] die ganze Fülle der Verheißung [...]«<sup>97</sup> – im Falle der Thoraexegese – im Hinblick auf Derrida aber die ganze paradoxale Wucht und Aussagekraft der Différance konzentriert ist.

Aus dem Erscheinungsbild der römischen Majuskel »A« wird darüber hinaus eine Ähnlichkeit mit der Dreiecksform ägyptischer Pyramiden in der Seitenansicht herausgelesen. Wie die steingewordenen Grabstätten der Pharaonen bleibt das »A« der Différance das sichtbare und stumme Zeichen für die Abwesenheit einer Bedeutungsautorität.<sup>98</sup> Der Tod macht jede Autorität vergänglich, die politische der Pharaonen und die sprachliche einer Bedeutungsinstanz. Lediglich die Schrift, ihre Verräumlichungseigenschaft, überdauert unverwittert die Fäulnis und Verrottung ihres Inhalts.<sup>99</sup>

Das »A« als Versalbuchstabe<sup>100</sup> markiert den Beginn der Abhandlung über die Différance, deren supplementierte Schichtung eine ursprüngliche Bedeutung als vergessenes Geheimnis übersandet. Die Metapher des Buchstabens »A« bildet das Initial, das ornamentale »Alpha« einer Schrift, die als Epitaph der Bedeutung von ihrem Ende, schon immer von ihrem »Omega« geprägt ist.<sup>101</sup>

---

Stimmeinsatz am Anfang eines Wortes oder einer Silbe [...]« bemerkbar wird. Vgl. auch Kimmerle, Heinz: Philosophien der Differenz, 37.

**96** | Vgl. Habermas, Jürgen: Diskurs der Moderne, 215-216; zur Kabbalistik im Werk Derridas allgemein: Wheeler, Samuel C.: Deconstruction as analytic Philosophy, Stanford 2000, 137-146.

**97** | Habermas, Jürgen: Diskurs der Moderne, 216.

**98** | Mehr zur Unterwanderung der metaphysischen Bestimmung von Sein als Präsenz in: Derrida, Jacques: RP, 93-132 (»Der Schacht und die Pyramide. Einführung in die Hegelsche Semiolegie«). Vgl. Sloterdijk, Peter: Derrida ein Ägypter. Über das Problem der jüdischen Pyramide, Frankfurt a.M. 2006, 54-65.

**99** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 32: »Das a in der différance ist also nicht vernehmbar, es bleibt stumm, verschwiegen und diskret, wie ein Grabmal: oikesis. Kennzeichnen wir damit im voraus jenen Ort, Familiensitz und Grabstätte des Eigenen, an dem die Ökonomie des Todes in der différance sich produziert. Kann man die Inschrift entziffern, verweist dieser Stein fast auf den Tod des Dynasten.«

**100** | Hier lassen sich Anspielungen auf eine griechisch-lateinische Schrifttradition erahnen. Kulturelle Einflüsse aus dem gesamten Mittelmeerraum (nach den jüdischen und ägyptischen Elementen) treten zutage.

**101** | Wir werden sehen, inwieweit der Grabmalcharakter der Schrift und die Erzeugung von Bedeutungen voneinander abhängen: Auf diese bedeutungstheoretische Gebähr-

### 1.4.2 Doppelcharakter des Unterscheidens bei der Différence

Die Schwierigkeiten bei der Bestimmung der Différence macht ihre Funktionsweise erst deutlich. Die Différence, die das Vergehen und Verwischen von supplementären textuellen Zusätzen verwalten soll, gerät selbst in Gefahr, im Fortgang der Ergänzungen und ergänzungsbedürftigen Bezeichnungen unterzugehen. Jeder Versuch einer inhaltlichen Definition würde einen solchen Hilfsbegriff für Abwesenheit mit dem schleichen Tod der Bedeutung – von alethologischer Präsenz im allgemeinen – infizieren. Weil sie sich jeglicher Anwesenheit verweigert, davor zurückzuckt, »[...] sich zurückhält und nie exponiert, übersteigt sie genau in diesem Punkt und geregelterweise die Ebene der Wahrheit [...]. In jeder Exposition wäre sie dazu exponiert als Verschwinden zu verschwinden. Sie liefe Gefahr zu erscheinen: zu verschwinden.<sup>102</sup> Die Différence ist nicht und wirkt dennoch zugleich im Verborgenem. Wenn ihr auch jede Präsenz abgesprochen werden muss<sup>103</sup>, so ist es trotzdem möglich über sie zu sprechen, in der Weise eines nichtontologischen, nichttranszendenten

---

fähigkeit aufgrund ihrer Todesverfallenheit (oder Unfruchtbarkeit) wird bei der Chôra dezidiert eingegangen. Hier sei vorläufig ein Beispiel angegeben, das eine solche Definition von ihrem Ende her vorführt. Vgl. Derrida, Jacques: Von der Gastfreundschaft, Wien 2001, 67: »Für gewöhnlich definiert man den Fremden, den fremden/ausländischen Bürger, den, der der Familie oder der Nation fremd ist, ausgehend von seiner Geburt: [...] der Fremde ist fremd durch seine Geburt, er ist gebürtiger Fremder. Hier hingegen handelt es sich um die Erfahrung des Todes und der Trauer, hier wird, sagen wir es ruhig, zunächst der Ort der Bestattung bestimmend. Die Frage des Fremden betrifft das, was beim Tod geschieht, dann, wenn der Umherwandernde in fremder Erde ruht.« Auch Peter Sloterdijk bezieht sich auf diesen Punkt der Mortalität, indem er bemerkt, dass angesichts der Prozessuralität der Sprachereignisse die Herkunft zugunsten des Ausblicks auf das gelobte Land und die Heimkehr (im Tod) zurücktritt. Vgl. Sloterdijk, Peter: Ägypter, 26.

**102** | Derrida, Jacques: RP, 34.

**103** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 34-35: »Es war bereits zu vermerken, daß die différance nicht ist, nicht existiert, kein gegenwärtig Seiendes (on) ist, was dies auch immer sei; und wir müssen ebenfalls alles vermerken, was sie nicht ist, das heißt alles; und daß sie folglich weder Existenz noch Wesen hat. Sie gehört in keine Kategorie des Seienden, sei es anwesend oder abwesend. [...] Nicht nur läßt sich die différance auf keine ontologische oder theologische – ontho-theologische – Wiederaneignung zurückführen, sondern, indem sie selbst den Raum eröffnet, in dem die Ontho-Theologie – die Philosophie – ihr System und ihre Geschichte produziert, umfaßt sie diese, schreibt sie ein und übersteigt sie unwiederbringlich.«

Spiels<sup>104</sup>. Weil Wahrheit nur assertorischen Sätzen zukommt, wird hier mit einer paradoxen, spielerischen Unlogik von Differenzen eine klassische zweiwertige Logik nach traditionellem metaphysischen Muster unterlaufen. Der Satz der Nichtnegierbarkeit ist hier mithin außer Kraft gesetzt. Über die Différence wird also nichts ausgesagt werden können, weil sie autologisch nicht in einer Bedeutungsfülle Halt findet, ohne dass sich gleichzeitig das Gegenteil dieser Aussage bestätigen wird.

Diesem Begriffsfeld nähert sich Derrida über eine Untersuchung der Etymologie von Différence an. Im Anschluss an das lateinische »differre« lassen sich zwei Sinnebenen identifizieren:<sup>105</sup>

Zum einem zeigt eine Differenz immer eine nicht-identische Wiederholung, ein Intervall, eine Distanz, eine bereits bestehende Trennung an. Die verschiedenen Einschreibungen von einzigartigen Kontexten und Verwendungszusammenhängen in die Bedeutungsebene einer zeichenhaften Markierung stehen sich unversöhnlich getrennt gegenüber. Dieser Gesichtspunkt der **Verräumlichung** macht deutlich, dass sich ein semiotischer Bruch gebildet hat, dass ein Abgrund aufgerissen bleibt. Dieser Aspekt der Différence bezeugt hierbei einen negativen Zusammenhang, der in einer Abstoßung und gegenseitigen Ausschließung besteht.<sup>106</sup>

Deshalb kann zum anderen »differre« eine Abweichung, ein Wegführen, eine Ableitung oder eine Verschiebung anzeigen. Dieser Aspekt wird Temporalisation oder **Verzeitlichung** genannt.<sup>107</sup> Allein dass jedes Zeichen durch seine

---

**104** | Vgl. Derrida, Jacques: SD, 436-442. Vgl. Lagemann, Jörg u. Gloy, Klaus: auf der Spur, 38: Diese metaphysischen Begriffe werden nur als Werkzeuge zu einer spielerischen Textbastillei genutzt, wodurch diese in ihrer Eingeschränktheit kenntlich gemacht werden. Diese Bastillei kennzeichnet Derrida mit »strategisch« (nicht-ontologisch) und »kühn« (nicht-teleologisch). Vgl. Derrida, Jacques: RP, 31: »Eine Strategie schließlich ohne Finalität; man könnte dies blinde Taktik nennen, empirisches Umherirren, wenn der Wert des Empirismus selbst nicht seinen ganzen Sinn aus der Opposition zur philosophischen [wahrheitsorientierten, Anm. d. Verf.] Verantwortlichkeit bezöge.«

**105** | Vgl. Schrijver, Georges de: political Ethics, 270.

**106** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 36 + 42 – Später wird sich zeigen, dass die Verräumlichung sich an das Charakteristikum der Linearität bei Ferdinand de Saussure anlehnt.

**107** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 36: »[...] die Tätigkeit, etwas auf später zu verschieben, sich von der Zeit und den Kräften bei einer Operation Rechenschaft abzulegen, die Rechnung aufzumachen, die ökonomischen Kalkül, Umweg, Aufschub, Verzögerung, Reserve, Repräsentation impliziert, [...] Temporalisation. Différer in diesem Sinne heißt temporisieren, heißt bewußt oder unbewußt auf die zeitliche oder verzögernnde Vermittlung eines Umwegs rekurrieren, welcher die Ausführung oder Erfüllung des ›Wunsches‹

Repräsentationsfunktion<sup>108</sup> etwas vermittelnd zu vergegenwärtigen versucht, was im Zeichen unmittelbar abwesend und ungegenwärtig ist, spricht für diese verzeitlichende Abweichung.<sup>109</sup> Die Temporisation führt vom Ursprung eines Zeichens weg<sup>110</sup> und beraubt es seiner Endgültigkeit – und das geschieht wegen der Bedeutungsfunktion des »nur« repräsentierenden Zeichens, das sich selbst in seiner Sehnsucht nach Anwesenheit und Bedeutungsfülle verzehrt.<sup>111</sup>

Die Endung von »Différence« zeigt dabei einen ungewissen, verschmierten, **medialen Status** zwischen diesen zwei Bedeutungsunterschieden bei dieser

---

oder ›Willens‹ suspendiert und sie ebenfalls auf eine Art verwirklicht, die ihre Wirkung aufhebt oder temperiert.«

**108** | Vgl. Kimmerle, Heinz: Jacques Derrida, 80: »Jedes scheinbar gegenwärtige Element des Bedeutens bezieht sich auf ein anderes als es selbst.«

**109** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 37-38: »Das Zeichen, so sagt man gewöhnlich, setzt sich an die Stelle der Sache selbst, der gegenwärtigen Sache, wobei ›Sache‹ hier sowohl für die Bedeutung als auch für den Referenten gilt. Das Zeichen stellt das Gegenwärtige in seiner Abwesenheit dar. Es nimmt dessen Stelle ein. Wenn wir die Sache, sagen wir das Gegenwärtige, das gegenwärtig Seiende, nicht fassen oder zeigen können, wenn das Gegenwärtige nicht anwesend ist, bezeichnen wir, gehen wir über den Umweg des Zeichens. Das Zeichen wäre also die aufgeschobene (*différée*) Gegenwart. Ob es sich um mündliche oder schriftliche Zeichen, um Währungszeichen, um Wahldelegation oder politische Repräsentation handelt, schiebt die Zirkulation der Zeichen den Moment auf (*diffère*), in dem wir der Sache selbst begegnen könnten, uns ihrer bemächtigen, sie verbrauchen oder sie verausgaben, sie berühren, sie sehen, eine gegenwärtige Anschauung von ihr haben könnten.«

**110** | Vgl. Englert, Klaus: Jacques Derrida, Paderborn 2009, 74: »Es gibt keine unverrückbare, statische Bedeutung, denn die Zeitlichkeit bewirkt immer auch ein Anders-Werden der Sprachzeichen. Es ist nämlich die Zeit, die eine Bedeutung von der anderen trennt und so ihre Selbstgegenwart vereitelt. Aufschub heißt in diesem Fall: Die Idealität eines Zeichen-Sinns kann nur über den Umweg der zwischen mehreren Zeichen bestehenden zeitlichen Differenz erscheinen. Die Verzeitlichung bewirkt allerdings nicht nur die Spaltung eines Zeichens von allen es umgebenden, sondern auch die Spaltung seiner selbst, da es zeitlich ist.«

**111** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 38: Dieses repräsentative Fehlen der Präsenz führt dazu, dass das Bezeichnen sekundär (aus Ermangelung eines Ursprungs) und vorläufig (nie endgültig) bleibt. Was wiederum Folgen für die Bestimmung der Différence hat: Sie wird autologisch nicht einfach auf einen Ursprung oder eine endgültige Art von Bedeutungsanwesenheit Bezug nehmen können. Deshalb ist es so schwer, von ihr zu sprechen: Sie ist das Zeichen, für das es kein Zeichen gibt. Ihr Ursprung kann nur als weitere Metapher (der Chôra) für die semiologische Sekundarität simuliert werden.

Art von Unterscheidung an.<sup>112</sup> Diese Bedeutungsunterschiede der Differenz<sup>113</sup> markieren gleichzeitig Funktionsunterschiede der Différence: Verzeitlichung und Verräumlichung. In gegenseitiger Überlagerung von »räumlicher« Grenzziehung und »zeitlicher« Delimitation organisiert sich die Différence als komplexe Abstufung einer derart verschachtelten Unterscheidung.<sup>114</sup>

### 1.4.3 Das Projekt der Grammatologie

Die Wirkungsweise der Différence, die bisher als Doppelbewegung von ineinandergreifenden Unterscheidungen angekündigt wurde, lässt sich in ihrer internen Abhängigkeit genauer bei einer Interpretation des **Zeichenbegriffs von Ferdinand de Saussure** betrachten.<sup>115</sup>

Saussure verfolgt in seinen »Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft« das Projekt<sup>116</sup> einer Zeichendefinition, die nicht mehr auf eine magisch-natürlich Verbindung zwischen *signifiant* (das Anzeigende, Hinweisende, Be-

---

**112** | Dieser Zwischenstatus der Unentschiedenheit zwischen Verräumlichung und Verzeitlichung zeigt eine Jenseitigkeit der Différence im Vergleich zu trivial-binären Unterscheidungen an. Vgl. Schrijver, Georges de: political Ethics, 270. Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 108: »Différence bezeichnet demnach sowohl eine ‚passive‘ Differenz, die als Bedingung des Bedeutens schon gegeben ist, und den Akt des Unterscheidens, der Differenzen erst erzeugt.«

**113** | Noch einmal zusammengefasst bei Derrida, Jacques: RP, 47: »[...] das différer als Unterscheidbarkeit, Unterscheidung, Abweichung, Diasthema, Verräumlichung, und das différer als Umweg, Aufschub, Reserve, Temporisation.«

**114** | Vgl. Harvey, Irene E.: economy of différance, 238: »As we know, différance is that movement (a) which allows for the formation of form itself, and (b) which will eventually overturn and unravel that same production. Différance, in short, is always on the move and does not come to a halt once something is produced.«

**115** | Nachdem im Kapitel »1.2. Die Iterierabilität des Zeichens« schon auf Elemente einer Zeichentheorie eingegangen wurde, werden sie hier erweitert und systematisiert. Die Wiederholbarkeit (als Verräumlichungseigenschaft, Kraft des Bruches und Fähigkeit des Überdauerns) als antimetaphysische Zeichencharakterisierung wird einer erneuernden Bedeutungsverschiebung zugeführt – die Différence in ihrer Wirkungsweise vorgeführt.

**116** | In den »Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft« lässt sich zuallererst das emphatische Projekt einer Neugründung der Sprachwissenschaft herauslesen. Eine Wissenschaft, die sich (ein weiteres Projekt) am Paradigma der Sprache als Sprechvorgang organisiert. All diese Stoßrichtungen werden bei Derrida wiederaufgenommen – als nachgeahmtes Pathos bei der Neugründung einer Wissenschaft (der Grammatologie), oder als Kritik an der metaphysischen Identifikation von Logozentrismus und Phonozentrismus.

deutende) und *signifié* (das Angezeigte, das Bedeutete, das, auf das hingewiesen wird) Bezug nimmt. Dementsprechend verändert er die Interpretation dieser beiden Bestandteile, die traditionell als Verbindung von Benennung und Ding angesehen wurden.<sup>117</sup> Bei Saussure handelt es sich bei einem Zeichen um die Verweisung eines Lautbildes<sup>118</sup> auf eine Vorstellung. Die Grundeigenschaften eines solchen zeichenhaften Begriffs bestehen in seiner Linearität und Beliebigkeit.

Wobei mit zeichenhafter Linearität die messbare Ausdehnung eines Lautbildes (*signifiant*) gemeint ist.<sup>119</sup> Diese Ausdehnung erlangt das Lautbild durch die Abgrenzung gegenüber den umgebenden Lautbildern.<sup>120</sup> Ein Zeichen tritt wahrnehmbar deswegen hervor, weil es sich negativ von seinen benachbarten

---

**117** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 1967, 76: Die Deutung des Zeichens als Beziehung einer Benennung auf ein Ding führt in mehrfacher Weise in Schwierigkeiten: 1.) Es wird die Existenz einer Welt von Vorstellungen abseits der Sprache interpoliert. 2.) Die Frage nach dem lautlichen oder psychischen Wesen der Benennung wird ausgeklammert. 3.) Die wissenschaftlich interessante Frage nach der Verbindung von Name und Ding lässt sich in dieser Fassung unzureichend problematisieren.

**118** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: Sprachwissenschaft, 77: »Dieses letztere ist nicht der tatsächliche Laut, der lediglich etwas Physikalisches ist, sondern der psychische Eindruck dieses Lautes, die Vergegenwärtigung desselben aufgrund unserer Empfindungswahrnehmungen [...]. Der psychische Charakter unserer Lautbilder wird ganz klar, wenn wir uns selbst beobachten. Ohne die Lippen zu bewegen, können wir mit uns selbst sprechen oder uns im Geiste ein Gedicht vorsagen. [...] Man muß sich stets daran erinnern, daß es sich nur um das innere Bild der lautlichen Erscheinung handelt.«

**119** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: Cours de linguistique générale, Paris 1967, 103: »Par opposition aux signifiants visuels (signaux maritimes etc.) qui peuvent offrir des complications simultanées sur plusieurs dimensions, les signifiants acoustiques ne disposent que la ligne du temps; leurs éléments se présentent l'un après l'autre; ils forment une chaîne. Ce caractère apparaît immédiatement dès qu'on les représente par l'écriture et qu'on substitue la ligne spatiale des signes graphiques à la succession dans le temps.«

**120** | Vgl. Joseph, John E.: The linguistic sign, in: Sanders, Carol (Hg.): The Cambridge Companion to Saussure, Cambridge u.a. 2004, 71: »The process of making thoughts (along with sounds) distinct by the creation of linguistic signs is, in effect, ›separating words. What the principle of linearity maintains is that this process is driven by the nature of human sound production. If we were capable of producing and interpreting complexly meaningful single bursts of sound that could express holistic clouds of indistinct thought, there would have been no need for thought to become analytical.«

Zeichen abhebt. Dadurch wird erst die Ausübung seiner Repräsentationsfunktion – der Verweisung auf eine Vorstellung – ermöglicht.<sup>121</sup>

Die andere Grundeigenschaft eines Zeichens besteht in der beliebigen Kopplung des Lautbildes an die Vorstellung. Sie drückt sich in gleichzeitiger Veränderlichkeit und Beständigkeit von Zeichen aus. Diese Kopplung kommt einerseits auf nicht-natürlichem Weg zustande, sie ist nicht symbolisch, das heißt, dass keine innere oder inhaltliche Beziehung zwischen Lautbild und Vorstellung besteht. Trotzdem ist diese beliebige Beziehung andererseits bestimmten Gebrauchsregeln unterworfen, die durch die Sprachgemeinschaft und nicht durch die Motivation eines Individuums festgelegt werden.<sup>122</sup> Ein Zeichen ist dadurch mit einer weitgehenden Autonomie gegenüber seinen Sprechern ausgestattet.<sup>123</sup> Trotzdem fluktuieren sprachliche Zeichen stets und erweisen so ihre Veränderlichkeit, ohne dass diese Änderung des Sprachgebrauchs von der Gemeinschaft der Sprecher bewusst vollzogen werden könnte. Diese Veränderlichkeit besteht in einer graduell, relativen Verschiebung des Verhältnisses zwischen dem Bezeichnenden und dem Bezeichneten. Diese Verschiebung ist hauptsächlich deswegen möglich, weil keine starke, natürliche Beziehung zwischen den beiden Komponenten eines Zeichens herrscht.<sup>124</sup>

---

**121** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: linguistique générale, 170-171: »D'une part, dans le discours, les mots contractent entre eux, en vertu de leur enchaînement, des rapports fondés sur le caractère linéaire de la langue, qui exclut la possibilité de prononcer deux éléments à la fois [...]. Ceux-ci se rangent les uns à la suite des autres sur la chaîne de la parole. Ces combinaisons qui ont pour support l'étendue peuvent être appelées syntagmes. Le syntagme se compose donc toujours de deux ou plusieurs unités consécutives [...]. Placé dans un syntagme, un terme n'acquiert sa valeur que parce qu'il est opposé à ce qui précède ou ce qui suit, ou à tous les deux.«

**122** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: linguistique générale, 100-101.

**123** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: linguistique générale, 104-108: Diese Autonomie bezieht sie aus einer langen Verwendungstradition der Zeichen sowie ebenfalls aus ihrer ererbten Gebräuchlichkeit, aus einer von den Sprechern nur schwer zu thematisierenden Unvernunft der Aufspaltung eines Zeichens, aus einem sozialen Beharrungsvermögen (weil der Zusammenhalt einer Sprachgemeinschaft auch von der sprachlich begründeten, gemeinsamen Sichtweise auf die Welt ausgemacht wird) und aus einer Unübersichtlichkeit der Vielzahl von Zeichen.

**124** | Harris, Roy u. Taylor, Talbot J. (Hg.): Landmarks in linguistic thought I. The Western tradition from Socrates to Saussure, London, New York 1996, 216: »The identity of any linguistic sign, on Saussure's account, is determined by the sum total of syntagmatic and associative relations into which it enters with other linguistic signs in the same langue. The term Saussure uses for this total set of relations is 'value' (valeur); and the term is deliberately chosen because of its economic implications. For Saussure, any langue operates in very much the same way as an economic system.«

Dieser Widerspruch zwischen Beständigkeit und Veränderlichkeit des Zeichens scheint sich bei Saussure unter dem gemeinsamen Charakteristikum der Beliebigkeit aufzulösen. Die Beliebigkeit der Beziehung zwischen Lautbild und Vorstellung führt sowohl zu ihrer Abänderung als auch zum individuellen Zwang ihrer Beibehaltung.<sup>125</sup>

Die Herkunft dieses Widerspruchs ergibt sich aus ihrer Ableitung von vorhergehenden Grundunterscheidung beim Entwurf der Linguistik als neuartige Wissenschaft: Der linguistischen Leitunterscheidung von »langue« und »parole«,<sup>126</sup> die die Sprache »langage« in zwei komplementäre<sup>127</sup> Bereiche aufteilt<sup>128</sup> und dadurch am Sprachparadigma der Rede orientiert. Dadurch wird in der »langue« erst ein Gegenstand der neuen Sprachwissenschaft etabliert, deren Klassifikationen es systematisch zu erforschen gilt.<sup>129</sup> Im Zug dieser Fokussierung des Forschungsgegenstands wird damit zugleich die Schrift als externer Randbereich für die Linguistik ausgeklammert.<sup>130</sup> Was Saussure an der Schrift bei der Bestimmung seines sprachwissenschaftlichen Projekts stört, ist deren Représentionsfunktion:<sup>131</sup> Dass die Schrift das Gesprochene dar-

**125** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 106: »Plus haute, il nous faisait admettre la possibilité théorique du changement; en approfondissant, nous voyons qu'en fait, l'arbitraire même du signe met la langue à l'abri de toute tentative visant à la modifier.« (Beliebigkeit als Argument für Beständigkeit) u. ebd. 110 (als Argument für Veränderlichkeit).

**126** | Vgl. Gordon, Terrence W.: *Langue and parole*, in: Sanders, Carol (Hg.): *Companion to Saussure*, 76-87.

**127** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 112-113. Vgl. auch Harris, Roy: *Language, Saussure and Wittgenstein. How to play games with words*, London u. New York 1988, 50: »Conventionality, on this view, relates to society's communicational use of the materials supplied by la langue, while arbitrariness concerns the internal relations of la langue. Or, perhaps more exactly, conventionality is a question of the freedom of choice available to the linguistic community, whereas arbitrariness is a question of the freedom of choice available to the language.«

**128** | Vgl. Holdcroft, David: *Saussure. Signs, System, and Arbitrariness*, New York u.a. 1991, 20-21.

**129** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 33-34: »[...] la tâche du linguiste est de définir ce qui fait de la langue un système spécial dans l'ensemble des faits sémiologiques. [...] si pour la première fois nous avons pu assigner à la linguistique une place parmi les sciences, c'est parce que nous l'avons rattachée à la sémiologie.«

**130** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 44-54.

**131** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 45: »Langue et écriture sont deux systèmes distincts; l'unique raison d'être du second est de représenter le premier; L'objet linguistique n'est pas défini par la combinaison du mot écrit et du mot parlé;

stellt, übt einen schädlichen Einfluss auf die repräsentierte Sprache aus<sup>132</sup>: Die Schrift verschleiert und travestiert<sup>133</sup> die Entwicklung der Sprache, weil sich damit das schriftliche Abbild über das lautsprachliche Vorbild hinwegsetzt. Die natürliche Ursprünglichkeit der Sprache wird durch diese Tyrannei der Buchstaben verkehrt.<sup>134</sup> Diese zentralen Unterscheidungen, die zur inhaltlichen Charakterisierung der beliebigen Zeichenzusammensetzung sowie der linearen Etablierung des Zeichens dienen,<sup>135</sup> führen bei Saussure zu inneren Widersprüchen. Diese Widersprüche kulminieren im Begriff der verdrängten Schrift; eine Schrift, die für Saussure, obwohl sie sowohl repräsentativ fungiert, als auch eine nicht-natürliche Bindung ihrer Bestandteile aufweist, paradoxe Weise keine ideale Ausprägung für seinen Zeichenbegriff darstellt; eine Schriftlichkeit, die paradoxe Weise nicht als modellhaft zur Veranschaulichung der Linearität von Zeichen gilt.<sup>136</sup>

---

ce dernier constitue à lui seul ce objet. Mais le mot écrit se mêle si intimement au mot parlé dont il est l'image, qu'il finit par usurper le rôle principal [...].«

**132** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 48-50: Denn die konservierende Funktion der Schrift ist nicht nur inkongruent zur hohen Veränderlichkeit der Sprache. Auch eine ethnisch-kulturelle Andersartigkeit der Schriftzeichen kann die Eigentümlichkeit einer Sprachtradition nicht authentisch wiedergeben. Schließlich können schriftliche Versionen der Etymologie zur Verfälschung eines Wortes führen.

**133** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 51-52: »Le résultat évident de tout cela; c'est que l'écriture voile la vue de la langue: elle n'est pas un vêtement, mais un travestissement [...].«

**134** | Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 53-54: »Mais la tyrannie de la lettre va plus loin encore: à force de s'imposer à la masse, elle influe sur la langue et la modifie.[...] Ces déformations phoniques appartiennent bien à la langue, seulement elles ne résultent pas de son jeu naturel; elles sont dues à un facteur qui lui est étranger.«

**135** | Vgl. Joseph, John E.: *The linguistic sign*, in: Sanders, Carol (Hg.): *Companion to Saussure*, 60-61: »However, when signifier and signified are joined together, they produce a sign which is of a positive order, and concrete rather than abstract. The third course also looks in detail at just how the oppositions within the system are structured. Every word or term or unit within the system is connected to an ›entourage‹ of other units, related to it either syntagmatically (the units that can come before or after it in an utterance) or associatively (the units with which it has something in common in form or meaning). The relationships of difference in these two domains generate the ›value‹ of the unit.«

**136** | Auch wenn das Modell nach Art einer Gegenüberstellung und Opposition funktioniert. Vgl. Saussure, Ferdinand de: *linguistique générale*, 103: »Ce caractère apparaît immédiatement dès qu'on les représente par l'écriture et qu'on substitue la ligne spatiale des signes graphiques à la succession dans le temps.«

Für die **Interpretation Derridas** ist an dieser Stelle einerseits das Einfallstor für eine supplementierende Retorsion geöffnet.<sup>137</sup> Andererseits die Gelegenheit, darauf aufzubauen und das Verhältnis von Unterscheidung und Widersprüchlichkeit, das bei Saussure noch als eine Art peinlicher Unfall zu verdecken versucht wurde, für eine Veranschaulichung der Différence zu nutzen.

Wie die Schrift die Sprache traditionell nur nachhäfft, so aber ihr eigentliches Wesen thematisiert, genauso ahmt der Entwurf einer Grammatologie (einer Wissenschaft von der Schrift) auch nur das Saussuresche Pathos der Neugründung der Linguistik als Wissenschaft (und Erfüllung einer bisher fehlgeleiteten Wissenschaft) nach.<sup>138</sup> Dabei bringt die Grammatologie das Wesen der Linguistik erst zum Vorschein: die klandestine Schriftlichkeit der Sprache, die zwar von Unterschieden geprägt ist, sich aber ihrer Widersprüche schämt.<sup>139</sup> Die Grammatologie erlaubt einen Unterscheidungsgebrauch, der mit seiner Fortsetzung in Widersprüchen rechnen kann. Dabei organisiert

**137** | Wir haben im Kapitel »1.3. Die Supplementarität der Schrift« die Funktionsweise des Supplements kennengelernt. Deshalb bleibt diese autologische Interpretationsfigur Derridas hier nur erwähnt: Obwohl Saussure sich vom Gedanken einer natürlichen Bindung innerhalb des Zeichens (zwischen Ding und Name) mit seiner Neufassung als beliebige Verbindung von Lautbild und Vorstellung ablösen will, obwohl Saussure die traditionelle Wahrheitstheorie der abendländischen Metaphysik damit hinter sich lassen will, sieht er sich dazu gezwungen, wieder auf grundlegende metaphysische Theoreme (wie die natürliche Verbindung von signifiant/signifié in Analogie zu Seele/Körper) zurückzugreifen. Vgl. Derrida, Jacques: G, 53-77.

**138** | Mit der Gründung einer neuen Wissenschaft (wie es im »Cours de linguistique générale« vorgemacht wurde) verpflichtet sich Derrida ironischerweise einerseits, in der Tradition der Linguistik als Nachfolger zu fungieren und andererseits auf deren charakteristische Begrenztheit kritisch hinzuweisen. Vgl. Derrida, Jacques: G, 13-14: »In Anspielung auf eine Wissenschaft von der Schrift, die noch an die Metapher, die Metaphysik und die Theologie [...] gefesselt ist, soll die Devise mehr als nur ankündigen, daß die Wissenschaft von der Schrift – die Grammatologie [...] – dank entschiedener Anstrengungen weltweit die Zeichen zu ihrer Befreiung setzt. Diese Anstrengungen lassen sich nur schwer wahrnehmen und sind notwendigerweise diskret und verstreut.« – Die Grammatologie wird als »weltweite« Strömung hochgejubelt, nur um sie gleich im Anschluss satirisch-kleinlaut als »nur schwer wahrnehmbar« wieder denunzieren zu können. – Weitere Stellen, die auf die Ironisierung des Saussureschen Pathos hinweisen: Vgl. Derrida, Jacques: G, 88 + 99.

**139** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 77: »Man wird gewahr, daß die des Landes verwiesene, die von der Linguistik geächtete, heimatlos gemachte Schrift die Sprache als ihre erste und innerste Möglichkeit immerfort heimgesucht hat. Im Saussureschen Diskurs schreibt sich etwas, das nie gesagt wurde: nichts anderes nämlich als die Schrift selbst als Ursprung der Sprache.«

die Différence die Produktion dieser selbstbezüglichen Differenzen.<sup>140</sup> Durch zwei aufeinander aufbauende Unterscheidungsarten wird zunächst das Feld der Untersuchung verräumlichend konturiert, um darauf aufbauend die damit implizierten Beschränkungen verzeitlichend zu öffnen.<sup>141</sup>

Bei der Ausdeutung des Schriftbegriffs bei Saussure bedeutet dies, dass die hierarchische Stellung der phonetischen Sprachauffassung über die Schriftsprache mit ihren Implikationen für das abendländische Zeichenverständnis aufgefächert wird. Bei der Auffaltung dieser Hierarchie zeigt sich, dass sich verdrängte Marginalien als zentrale Ordnungsprinzipien erweisen. Durch die Verräumlichung wird das Äußere und das Innere der Definition des Zeichens bei Saussure in seinem kritischen Verhältnis untersucht. Diese Unterscheidung etabliert das Problem, gestattet ihm Raum zu greifen. Sie bringt zur Sprache, inwieweit die Sprache von ihrer Verschriftlichung abhängt und inwieweit dieses Abhängigkeitsverhältnis verdrängt wurde. Die verräumlichende Unterscheidung erfüllt eine ähnliche Funktion wie die Linearität des Zeichens bei Saussure. Sie stellt Erkennbarkeit durch Unterschiedenheit her.<sup>142</sup>

Bei Saussure wird die Schrift in ihrer Reichweite beschränkt, ihre Zeichenhaftigkeit besteht nur darin, als Platzhalter für das ursprünglichere Sprachzeichen zu fungieren. Der Grund für diese Ausgrenzung liegt im Bemühen um eine klar definierte, eigenständige Wissenschaftsdisziplin, die Linguistik, die sich durch einen deutlich umrissenen Gegenstand auszeichnet:<sup>143</sup>

---

**140** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 44: »Dieser ökonomische Begriff bezeichnet die Produktion des Differierens im doppelten Sinne dieses Wortes (différer – aufschieben/(von einander) verschieden sein).«

**141** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 124: »[...] das rätselhafte Verhältnis des Lebendigen zu seinem Anderen und eines Innen zu seinem Außen: ist die Verräumlichung. Das Außen, die ‚räumliche‘ und ‚objektive‘ Äußerlichkeit, die wir für die vertrauteste Sache der Welt, ja für die Vertrautheit selbst halten, würde ohne das gramma, ohne die [...] Differenz als Temporisation, ohne die in den Sinn der Gegenwart eingeschriebene Nicht-Präsenz des Anderen, ohne das Verhältnis zum Tod als der konkreten Struktur der lebendigen Gegenwart nicht in Erscheinung treten.«

**142** | Vgl. Busch, Kathrin: Enklaven im Selbst. Die Figur der Ent-Aneignung bei Derrida, in: Flatscher, Matthias u. Loidolt, Sophie (Hg.): Das Fremde im Selbst – Das Andere im Selben. Transformationen der Phänomenologie, Würzburg 2010, 176: »Im Gegenzug lässt sich sogar zeigen, dass der Raum in der Geschichte der Metaphysik der gleichen Marginalisierung wie die Schrift unterliegt. Die in der philosophischen Tradition nachweisbare Privilegierung der Rede gegenüber dem Geschriebenen geht mit einer Unterordnung des Raumes unter die Zeit einher. Denn die Schrift wird bekanntlich im Raum lokalisiert – die stimmliche Verlautbarung in der Zeit.«

**143** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 59: »Mit diesem beiden Begrenzungen sichert sich Saussure ab, kommen sie doch wie gerufen, um die gewiß legitime Forderung nach der

die Sprache (»langue«), die durch ihre enge Kontrastierung mit der Rede (»parole«) komplementiert ist. Es geht Saussure darum, die Reinheit seines Forschungsgegenstandes, seine inneren Möglichkeitsbedingungen als phonetische Sprache zu schützen.<sup>144</sup> Deshalb betont er die Exteriorität der Schrift, ihre Oberflächlichkeit, ihre leblose Künstlichkeit, mit der sie das natürliche Verhältnis von Sprache und Schrift umkehrt.<sup>145</sup> Damit jedoch hat er verdeckt die intime Verbindung von Schrift und Sprache thematisiert, da er das sprachliche Zeichen gerade durch seine nicht-natürliche, beliebige Verbindung seiner Elemente (signifiant und signifié) charakterisiert:<sup>146</sup> »Man wird gewahr, daß die des Landes verwiesene, von der Linguistik geächtete, heimatlos gemachte Schrift die Sprache als ihre innerste Möglichkeit immerfort heimgesucht hat. Im Saussureschen Diskurs schreibt sich etwas, das nie gesagt wurde: nichts anderes nämlich als die Schrift selbst als Ursprung der Sprache.«<sup>147</sup> Die Verräumlichung klärt das Verhältnis zwischen Draußen und Drinnen von definierten Systemen. Der Außenbereich reflektiert sich im Inneren.

---

Wissenschaftlichkeit der Linguistik zu erfüllen, welche voraussetzt, daß der Bereich der Linguistik exakt eingegrenzt werden kann, daß sie ein durch innere Notwendigkeit geregeltes System ist und über eine in bestimmter Weise geschlossene Struktur verfügt. Der repräsentativistische Begriff der Schrift kommt dieser Forderung noch entgegen. Wenn die Schrift nur die ›Darstellung‹ [...] der Sprache ist, so darf sie mit Recht aus dem Innern des Systems ausgeschlossen werden [...], so wie man auch das Abbild aus dem System der Wirklichkeit schadlos muß ausschließen können.«

**144** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 70: »Es mag aber noch so bedeutsam, ja tatsächlich universal oder dies zu werden berufen sein: dieses besondere Modell, das die phonetische Schrift darstellt, existiert nicht; es gibt keine Praxis, die ihrem Prinzip vollkommen treu wäre. Noch bevor wir [...] von einer radikalen und a priori notwendigen Untreue sprechen, können wir doch ihre massiven Erscheinungsformen bereits in der mathematischen Schrift, in der Interpunktions-, in der Verräumlichung überhaupt erkennen, die schwerlich als bloßes Zubehör der Schrift anzusehen sind. Daß ein lebendig genanntes gesprochenes Wort sich in der ihm eigenen Schrift der Verräumlichung preisgeben kann, genau das setzt es ursprünglich zu seinem eigenen Tod in Beziehung.«

**145** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 60-67.

**146** | Vgl. Derrida, Jacques: Positionen, 40-41: »Saussure hat den differentiellen und formellen Charakter der semiologischen Funktionsweise hervorgehoben, indem er zeigte, dass unmöglich ›der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte‹ [...] indem er außerdem die Linguistik zu einem einfachen Teilbereich der allgemeinen Semiose machte, [...] hat Saussure wirksam dazu beigetragen, den Begriff des Zeichens, den er der metaphysischen Tradition entnommen hat, gegen diese auszuspielen.«

**147** | Derrida, Jacques: G, 77.

Diese verräumlichende Hierarchieumkehrung wird in Form einer weiteren Unterscheidung vorangebracht. Die verzeitlichende Folgedifferenz verschiebt die vorhergehende Unterscheidung von Schrift und Sprache, deren innere Abhängigkeiten aufgezeigt wurden. In der Temporalisierung erfährt die vorhergehende verräumlichende Unterscheidung die Überführung in ein unendliches System von Verweisungen. Im Begriff der Schrift erfährt die Sprache ihr arbiträres Wesen, die diskontinuierliche und unmotivierte Verbindung von Bedeutendem und Bedeutung.<sup>148</sup> Diese konventionelle Verweisungsstruktur erhält die Sprache durch das Supplement der Schrift.<sup>149</sup> Die prinzipielle Bedürftigkeit, ergänzt zu werden, nie in einer Bedeutungsfülle zur Ruhe zu kommen, das ist das eigentliche Wesen der Sprache, das sie im Schriftzeichen erfährt. Denn die Schrift wird traditionell weniger als Träger von welthaltigen Bedeutungen missverstanden. Bei ihr fällt auf, dass sie ihre Repräsentationsfunktion (über) erfüllt, dass sich in ihr die Präsenz einer Bedeutung entzieht. Im Schriftzeichen zeigt sich die Differenz der Abwesenheit einer ursprünglichen Bedeutung in der Anwesenheit der Spur, sich immer erneuernder Supplemente.<sup>150</sup> Die Schriftlichkeit der Sprache bedeutet also immer auch die unterbrochene Bedeutung. Eine Unterbrechung, die vor dem Bruch der eigenen Bedeutung nicht Halt macht, die sich selbst kannibalisiert und sich so auf ihre Widersprüchlichkeit einlässt. Die Verzeitlichung öffnet den Innenbereich für einen vormals ausgeschlossenen Randbereich, indem sie die Prinzipien für die Eingrenzung des Innenbereichs autologisch verabsolutiert. Die Sprache erlangt in der Schrift ihre prinzipielle Idealisierung. Sie wird sich ihrer Repräsentationsfunktion bewusst, die sie als Statthalter für eine infinite Abwesenheit ausweist.

---

**148** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 77-78.

**149** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 90: »Wir werden uns eingehender und konkreter damit befassen, was die Sprache nicht nur zu einer Art Schrift [...], sondern zu einer Art der Schrift macht. Oder vielmehr zu einer Möglichkeit, die mit der Möglichkeit von Schrift überhaupt begründet ist, [...].«

**150** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 82: »Die Abwesenheit eines anderen Hier-und-Jetzt, einer anderen transzentalen Gegenwart, eines anderen Ursprungs der Welt, der als solcher erscheint und sich als irreduzible Abwesenheit in der Anwesenheit der Spur gegenwärtigt – all das ist nicht eine metaphysische Formel, die einen wissenschaftlichen Begriff von der Schrift ersetzt. Diese Formel stellt nicht nur die Metaphysik in Frage, sondern beschreibt auch die von der ›Arbitrarität des Zeichens‹ implizierte Struktur, sobald man ihre Möglichkeit diesseits des derivierten Gegensatzes zwischen Natur und Konvention, Symbol und Zeichen usw. denkt. Aber erst die Möglichkeit der Spur macht diese Gegensätze sinnvoll.«

#### 1.4.4 Paradoxe Aporetik der Différence

Man kann etwas nur begrifflich repräsentieren, etwas nur als gegenwärtig-anwesend erscheinen lassen, wenn man seine Abwesenheit und Ungegenwärtigkeit hervorstreicht. Damit bekundet die Différence sowohl die Möglichkeit – wie auch die Unmöglichkeit einer jeden Äußerung, deren grundlegende Bedingung sie ist. An diesem Punkt entfaltet sich die aporetische Struktur der Différence. Die Tatsache, dass sich alles Anwesende im Fluss der Bedeutungen bereits entzogen hat und vergangen ist, führt zu der Annahme, dass durch denselben Fluss der Bedeutungsverschiebung eine Markierung auch zukünftig mit intensionalen Inhalten versorgt werden wird. Die Différence betont damit die Unterschiedlichkeit von bevorstehenden und längst vergangenen, untergegangenen Bedeutungsebenen und feiert in diesem Zug die Markierung als Grabmal und unheimliche Heimstatt längst verstorbener Geister.<sup>151</sup> Die Bewegung der Différence verschiebt jede neue Bedeutung unweigerlich, so dass diese durch angehängte Supplemente und Verwendungskontexte negiert und zu ihrem Gegenteil verkehrt werden. In einer solchen Sprache kann man sich nicht mehr zu Hause fühlen und sich nicht mehr in einer fadenscheinigen, konstruierten Gewissheit gemütlich einrichten.<sup>152</sup> Durch den Spuk einer in die Abwesenheit verwehten Gegenwart und einer permanenten Revision des begrifflichen Inventars durch projizierte, zukünftige

**151** | Vgl. Hochscheid, Kai: Grund-Erfahrungen des Denkens. Das Denken des Denkens bei Fichte, Schelling, Heidegger und Derrida, Nordhausen 2008, 165: »Der Stein verweist fast auf den Tod des Dynasten. Das ‚fast‘ bringt die Dynamik der différance zum Ausdruck, die nicht in der reinen Opposition gegenüber der Anwesenheit und Identität aufgeht. Indem die différance einen Aufschub, eine Verschiebung oder Verzögerung produziert und dadurch eine volle Identität als ein Bei-sich-sein verhindert, suspendiert sie in fundamentaler Weise die Möglichkeit der Anwesenheit. Die Suspendierung zerstört aber nicht die Anwesenheit, sondern sie stört die Möglichkeit ihrer Ankunft, ihres Stattfindens und ihrer (Wieder)Aneignung. Jeder Umweg, jede Verschiebung und Aufschiebung, die eine volle Präsenz und Identität eines Bei-sich-seins suspendiert, eröffnet zugleich einen Kreislauf, der immer wieder um die Motive und Figuren der Anwesenheit und Abwesenheit, der Enteignung und Aneignung, der Wiederaneignung, der Identität und der Nicht-Identität kreist.«

**152** | Vgl. Derrida, Jacques: G, 122-123: »Wenn die Wörter und die Begriffe nur in differentialen Verkettungen sinnvoll werden, so kann man seine Sprache und die Wahl der Ausdrücke nur innerhalb einer Topik und im Rahmen einer historischen Strategie rechtfertigen. Man anderen Worten, eine solche Rechtfertigung kann niemals absolut und endgültig sein. [...] Die entscheidendste Intention des vorliegenden Essays wäre es also, rätselhaft zu machen, was vorgeblich unter dem Namen der Nähe, der Unmittelbarkeit und der Präsenz [...] verstanden wird.«

Bedeutungen wird jede Aussage zu einer offenen Frage; zu einer ausweglosen Situation, deren Lösung wegen einer immer schon vergangenen oder noch gar nicht eingetretenen Gegenwart fehlschlagen muss. Dauerhaft auf einer radikalen Wahrheitssuche, exorziert sich jede vorläufige Wahrheit nachgängig als Unwahrheit. Eine derartige Vorgehensweise, die durch die Suche nach einem Innersten stets das Geheimnis auf unheimliche Weise weiter verschiebt, nie zu einem befriedigenden Ende gelangt, aber auch immer neuartige Perspektiven eröffnet, kann man auch als Dekonstruktion bezeichnen.<sup>153</sup>

## 1.5 EXKURS: DAS GRUNDGERÜST DER PARADOXIE BEI NIKLAS LUHMANN

Die Form der Différence ermöglicht es, dass sich Widersprüche nicht in kontradiktiorischen Gegensätzen blockieren, sondern sich zu einer Rhythmisierung von aufeinander aufbauenden Unterscheidungen organisieren können. In der Différence sind zwei unterschiedliche Unterscheidungen miteinander so kombiniert, dass die eine das Feld in Form einer Grunddifferenz bereitet und die andere dieses Feld durch die Entgegensetzung mit eigentlich fremden Themen aufbricht. Diesen nicht-trivialen Differenzgebrauch kann man sich anhand zusätzlicher Strukturbegriffe, die wir bei Niklas Luhmann finden, schrittweise vor Augen führen.<sup>154</sup>

### 1.5.1 Unterscheidung

Im Begriff der Unterscheidung erarbeiten wir uns, inwieweit sich Beziehungen durch Exklusionen herstellen lassen. Unterscheidungen bei Luhmann verweisen über sich hinaus, weil sie nicht symmetrisch geschlossen sind wie in der traditionellen Kontradiktion von p und non-p. Dort herrscht funktional eine völlige entscheidungslose Gleichrangigkeit zwischen zwei Gegensätzen, unter denen erst auf einer inhaltlichen Ebene am Maß der Wahrheit gewählt werden kann. Durch eine wahrheitsgemäße Definition wird so inhaltlich etwas Bestimmtes bezeichnet, indem alles, was nicht zutrifft, als negiert ausgewiesen wird. Das Prinzip vom ausgeschlossenen Widerspruch, wonach es unzulässig

---

**153** | Die Anspielungen auf eine »postmoderne« Unheimlichkeit, die in den Aporien zu finden ist, nehmen das Thema aus dem vorhergehenden Einleitungskapitel »Unheimlichkeit« wieder auf.

**154** | Dieses Kapitel hat seinen Ursprung in der Arbeit am unveröffentlichten Aufsatz »Der supradisziplinäre Diskurs. Zum Theoriedesign der Editionswissenschaft in praxeologischer Hinsicht«, der gemeinsam mit Dr. Thomas Nawrath entstanden ist.

ist, eine Aussage (p) und zugleich ihr genaues Gegenteil (non-p) für wahr zu halten, legt den Grundstein einer solchen zweiseitigen Logik.<sup>155</sup>

Unterscheidungen, wie sie Luhmann und Derrida verwenden,<sup>156</sup> haben nicht mehr den Zweck, wahrheitsgemäß auf einen Ausschnitt der Realität zu verweisen, indem alles, was nicht bezeichnet werden soll, über die Grenzen der Bezeichnung hinweggedrängt wird. Sondern sie sind der Ausgangspunkt für die erkenntnistheoretische Annahme, dass Einheit oder Identität nur über Differenzen gebildet werden kann.<sup>157</sup> Die Differenzierung erlaubt die Entstehung der Welt, nicht umgekehrt.<sup>158</sup> Entsprechend wird Unterscheidungsgebrauch

---

**155** | Vgl. Tugendhat, Ernst u. Wolf, Ursula: Propädeutik, 50-65.

**156** | Im Unterscheidungsgebrauch findet sich ein inhaltlicher Vergleichspunkt zwischen Derrida und Luhmann, an dem sich durch eine Gegenüberstellung Reibungspunkte ergeben können. Ein Vergleich der beiden Autoren im Hinblick auf ihren Innovationsgrad und ihren Folgenreichtum in der wissenschaftlichen Gemeinde wie von Peter Sloterdijk erweist sich für diese Arbeit als nebensächlich: Vgl. Sloterdijk, Peter: Ägypter, 14-18.

**157** | Sachverhalte präsentieren sich bei beiden Autoren als Probleme und offene Fragen, an denen sich verschiedene Lösungsalternativen ansetzen können. Vgl. Gumprecht, Hans Ulrich: ›Alteuropa‹ und ›Der Soziologe‹. Wie verhält sich Niklas Luhmanns Theorie zur philosophischen Tradition? in: Burckhardt, Wolfram (Hg.): Luhmann Lektüren. Dirk Baecker, Norbert Bolz, Peter Fuchs, Hans Ulrich Gumprecht, Peter Sloterdijk, Berlin 2010, 76: »Dabei stellt sich die Frage nach den intellektuellen Gesten und wie es Luhmann selbst geschafft hat, keine definitiven Lösungen zu finden. Ich denke, da gibt es eine Reihe von Gesten, die immer erklären, warum Luhmann [...] keine Lösungen finden wollte. Eine seiner Gesten z.B. ist seine Konzentration auf Paradoxien und Tautologien, d.h. also auf rhetorische Figuren, in denen entweder zwei sich ausschließende Begriffe simultan präsent sind, oder zwei identische Begriffe simultan dieselbe Systemstelle besetzen, und dadurch, dass sie gemeinsam präsent sind und [...] um den einen Platz kämpfen müssen, für Spannung, für Unruhe, für intellektuelle Energie sorgen.« – Vgl. Derrida, Jacques: Passionen. ›Die indirekte Opfergabe‹ in: ders.: Über den Namen. Drei Essays, Wien 2000 [ÜdN], 23-26: Hier wird das Problem in seiner Zweisinnigkeit als vorgelegte Aufgabe und als vorgeschoßene Ausrede zur Vorbereitung für den Begriff der Dekonstruktion erläutert.

**158** | Vgl. Luhmann, Niklas: WdG, 518: »Die Abkopplung des Unterscheidens vom Neigieren ermöglicht hier eine Antwort. Das beobachtende System operiert mit Hilfe von Unterscheidungen, die als Unterscheidungen in der Außenwelt keine Entsprechung haben. Zum realen Operieren in einer realen Welt wird als Bedingung der Möglichkeit des Beobachtens, ein Unterscheiden hinzugefügt, das eine immense Kombinationsvielfalt eröffnet je nachdem, was man von was unterscheidet. Von einfachen Unterscheidungen, etwa distinkten Focussierungen auf etwas Bestimmtem im Unterschied zu allem anderen, kann dies bis zur Unterscheidung wahrer und unwahrer Sätze führen, von ne-

mit der autologischen Weisung eingeführt: »Triff eine Unterscheidung.«<sup>159</sup> Vollzieht man diese Anweisung, so markiert man eine Grenze, die aus einem gleichförmig ununterschiedenen Raum zwei Bereiche herausbricht, die zwar voneinander geschieden, aber gerade dadurch in Beziehung zueinander gesetzt sind. Eine solch beliebige Grenzziehung und vorläufige Selbstbeschneidung auf den markierten Bereich ermöglicht, dass über die Grenze hinaus auf den (noch) unmarkierten Bereich verwiesen werden kann.<sup>160</sup> Diese Form der Unterscheidung kann in einem dreifach asymmetrischen Verhältnis<sup>161</sup> näher erläutert werden:

Zunächst kann man die zwei Bereiche, die durch eine Unterscheidung produziert werden, als **Position und Negation** kenntlich machen. Der positive Wert dient zur Bezeichnung, »[...] er ist nur die innere Seite einer Form, die eine andere Seite voraussetzt und ohne andere Seite auch gar nicht bezeichnet werden

---

gationsfreien Kontrasten über qualitative Duale bis zu negationstechnisch abstrahierten binären Codierungen. All dies bleibt Konstruktion. Die Umwelt kann in dieser Weise, weil sie keine Unterscheidungen enthält, nie »instruieren.«

**159** | Diese autologische Anweisung entlehnt Luhmann von: Spencer-Brown, George: Gesetze der Form, Lübeck 1999, 3. Vgl. Lau, Felix: Die Form der Paradoxie. Eine Einführung in die Mathematik und Philosophie der ›Laws of Form‹ von G. Spencer Brown, Heidelberg 2008, 48: »Vielmehr manifestiert sich in dem Gebrauch des Imperativs, mit dem George Spencer Brown startet, auch sprachlich die erkenntnistheoretische Umstellung von Beobachtung von Dingen auf die Beobachtung von Differenzen, die ein Beobachter gebraucht. Nichts wird als unabhängig vom Beobachter gesehen.« Vgl. Baecker, Dirk (Hg.): Probleme der Form, Frankfurt a.M. 1993, 9-22.

**160** | Vgl. Luhmann, Niklas: WdG, 394: »Wir gehen davon aus, daß gerade das Einführen von Limitationalität eine unendliche Welt konstituiert, die nichts ausschließt, sondern sich mit jedem Zugewinn von Themen der Kommunikation entsprechend erweitert. Denn gerade die Eigenleistung der Limitierung setzt ja Grenzen, jenseits derer sich etwas befinden muß, das auf Weltzugehörigkeit Anspruch erheben kann [...]. Wie immer man unterscheidet und wie immer man Grenzen zieht: die Operation rehabilitiert die durch sie verletzte Welt, indem sie eine Einheit des Unterschiedenen postuliert, die nicht im Unterschiedenen selbst liegt, oder eine Grenze, die weder auf der einen noch auf der anderen Seite der Grenze existieren kann.«

**161** | Vgl. Baecker, Dirk (Hg.): Probleme, 11-12: »Die Form ist bei Spencer Brown eine Zwei-Seiten-Form. Sie ist eine Unterscheidung, die eine Innenseite und eine Außenseite hat. Die Innenseite wird im Unterschied zu Außenseite bezeichnet. Die Form ist das Ergebnis einer Operation, nämlich eines ›crossing‹ von der Außenseite der Unterscheidung, dem ›unmarked state‹, auf die Innenseite, den ›marked state‹. Die Unterscheidung ist asymmetrisch gebaut, genauer: sie ist eine Asymmetrie. Die Form ist das Ergebnis einer Operation, und die Operation ist die Etablierung einer Asymmetrie.«

könnte.«<sup>162</sup> Die Negation ist dabei gegenüber der Position unendlich inhaltsreicher, in dem Sinn, dass im negativen Wert *alles* mitgeführt wird, was von der Position eben nicht bezeichnet wurde. Die Negation lagert sich als unterdrückter Kontext an die Position.<sup>163</sup> Die Unterscheidung beinhaltet mithin die Gesamtheit der Aussagemöglichkeiten über die Welt – positiv und negativ.<sup>164</sup>

Des Weiteren kann nun zur Kontrastierung dieser mehrfachen Asymmetrie die Unterscheidung von **Designations- und Reflexionswert** herangezogen werden.<sup>165</sup> Der Designationswert bezieht sich auf die Position und unterstreicht deren identifizierende Funktion. Als Bezeichnung wird ein Sachverhalt unter allen anderen möglichen ausgewählt und ausschließlich hervorgehoben. Ein derart gekennzeichneter Bereich ist dann für weitere Operationen zugänglich, wiederholbar und erinnerbar. Dagegen grenzt sich die Negation als zugehöriger Reflexionswert ab, dessen Aufgabe darin besteht, den Kontext des ausgewählten positiven Bereichs abzustecken. Der Reflexionsbereich klassifiziert

---

**162** | Luhmann, Niklas: *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1995 [KdG], 314.

**163** | Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 2000 [RdG], 68: »Der positive Wert kann seine Positivität nur halten, wenn der Gegenwert positiv ausgeschlossen ist.« Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 223: »[...] jedenfalls ermöglicht die Negation eine erfolgreiche Domestikation des Schemas bestimmt/unbestimmt, einer der fundierenden Unterscheidungen, die einen Umgang mit Sinn ermöglichen [...]. Durch Negation kann so etwas bezeichnet werden, daß unbestimmt bleibt, was tatsächlich vorliegt. ›Kein Mensch in der Wüste‹ – das läßt offen, was sonst in der Wüste vorkommt, und sogar, wo die Menschen sich tatsächlich aufhalten, und schließlich auch: welcher Mensch tatsächlich gemeint ist.«

**164** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 245: Im Anschluss einer Referenz auf Derrida heißt es: »Die Form hat also keinen ontologischen Status. Gesagt wird nur, was es besagt, wenn sie eingesetzt wird. Sie ›ist‹ jedenfalls nicht nur eine Grenze, sie enthält auch die beiden Seiten, die sie separiert. Sie hat, könne man sagen, einen offenen Weltbezug, und vielleicht steckt dies hinter derrätselhaften Formulierung ›distinction is perfect continence‹[...].« Vgl. Spencer-Brown, George: *Gesetze*, 1: »Unterscheidung ist perfekte Be-Inhaltung.«

**165** | Vgl. Luhmann, Niklas: RdG, 66: »Die Designation dient nur der Bezeichnung dessen, was in ontologischer Sprache Sein oder Seiendes heißt. Der nicht-designierende Wert bleibt somit frei für andere Aufgaben, die sich zunächst allgemein als Reflexion der Einsatzbedingungen des Designationswertes begreifen lassen. Übersetzt man diese Unterscheidung aus der Logik in die empirische Systemforschung, bekommt der positive Wert den Sinn, die Anschlußfähigkeit der Operationen des Systems für Operationen des Systems zu bezeichnen. [...] Der negative Wert ist dann wiederum frei, um den Sinn solcher Operationen als Information beobachtbar zu machen mit der Maßgabe, daß auch die Beobachtung nur in der Form einer systeminternen Operation erfolgen kann.«

den Designationswert, indem er die Geltungsbedingungen und Definitionsgrenzen angibt, unter denen die Designation gültig ist.

Dies führt uns direkt zur nächsten Charakteristik des Verhältnisses von Position und Negation: einer Art von **Akt-Potenz-Verhältnis**. Wenn die Negation als Reflexionswert die Bedingungen und überhaupt den Möglichkeitsrahmen einer Bezeichnung festlegen, kann die Position als eine Aktualisierung und Realisierung dieser Möglichkeiten angesehen werden. Das hat den Vorteil, dass durch den negativen Bereich von einem aktuellen Zustand ausgesagt werden kann, welche Möglichkeiten zu seiner Entstehung beigetragen haben, welche Optionen der Weiterentwicklungen er eröffnet und welche gleichzeitig damit verschlossen sind.<sup>166</sup> Die möglichen Alternativen übersteigen bei weitem die einzige realisierte Variante und verstärken die Asymmetrie, die sich zwischen Negation und Position gebildet hat, die sich prägnant in einem Paradox zusammenfassen lässt: Einheit (bezeichnet, identifizierend und aktuell) ist nur als unterschiedene Vielheit (unbezeichnet, klassifizierend und potentiell) kennlich.

Ein erster Schritt ist getan: Das asymmetrische Gefälle zwischen Negation und Position ist Ausdruck der Anreicherung der Bezeichnung mit Verweisungsüberschüssen, die einen weiteren Anschluss von Kommunikation extrem wahrscheinlich machen.<sup>167</sup> Wie Anschlussfähigkeit in der weiteren Anregung von aneinander anrankenden Unterscheidungen hergestellt wird, lässt sich am Begriff der Beobachtung zeigen.<sup>168</sup>

---

**166** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 58: »Das kann nicht heißen, daß der ›unmarked space‹ des ›alles Möglichen‹ im ›marked space‹ des aktuell Bezeichneten unterkommen kann; er konstituiert das Aktuelle ja gerade dadurch, daß er es überschreitet. Dennoch können bestimmte Möglichkeiten aktuell erfaßt und bezeichnet werden und ein Kreuzen der Grenze von aktuell und potentiell vororientieren; [...].«

**167** | Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 51: »Formen müssen asymmetrisch gebildet werden, weil ihr Sinn darin liegt, ihre eine (ihre innere) aber nicht ihre andere (ihre äußere Seite) für weitere Operationen (Ausarbeitung, Komplexitätssteigerungen etc.) verfügbar zu machen.« Die Asymmetrie stellt eine Vorbedingung für eine Dynamik der Unterscheidungen dar: ebd. 191.

**168** | Vgl. Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1987 [SozSys], 491: »Mit einer ersten, kurzen Überlegung greifen wir auf die Unterscheidung von autopöietischer Reproduktion und Beobachtung zurück. Wir wissen, daß damit kein Ausschließungsverhältnis gemeint ist, sondern nur unterschiedliche Operationen, die kombiniert werden können. Autopoietische Systeme können beobachten, können andere Systeme und auch sich selbst beobachten. Ihre Autopoiesis ist ihre Selbstreproduktion, ihre Beobachtung orientiert sich an Unterscheidungen und operiert mit Bezeichnungen. So reproduziert sich ein kommunikatives System, indem Kommunikation Kommunikation auslöst.«

### 1.5.2 Beobachtung

Wenn sich statische Unterscheidungsrelationen zu einem kaskadenhaften Aufbau organisieren, besteht die Möglichkeit der Weiterentwicklung. Eine Beobachtung liegt dann vor, wenn eine Unterscheidung getroffen wird, um das eine zu bezeichnen, indem es vom Nicht-Bezeichneten geschieden ist.<sup>169</sup> Aber gerade weil jede Bezeichnung, die durch eine Beobachtung produziert wird, auf den noch unmarkierten Bereich verweist, den sie als Negation mit sich führt, werden Folgebeobachtungen angeregt, diesen unmarkierten Bereich zu erkunden. Darüber hinaus werden sich weitere Beobachtungen darauf konzentrieren können, wie und warum gerade diese eine Unterscheidung getroffen wurde und nicht vielmehr eine andere.<sup>170</sup>

Wir befinden uns zunächst auf einer Ebene der **Beobachtung erster Ordnung**. Hierbei wird etwas durch die Unterscheidung von einem negativen Bereich bezeichnet. Simultan etabliert eine Beobachtung beide Bereiche, wobei jedoch nur der Positionswert zugänglich ist. Der Negationswert bleibt für die Beobachtung erster Ordnung unscheinbar und unbewusst.<sup>171</sup> Die Negation be-

**169** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 272-273: »Beobachtungen sind asymmetrische (oder symmetriebrechende) Operationen. Sie verwenden Unterscheidungen als Formen und nehmen Formen als Grenzen, die eine Innenseite (die Gestalt) und eine Außenseite voneinander separieren. Die Innenseite ist die bezeichnete, die markierte Seite. Von dort aus hat man die folgende Operation zu starten. Die Innenseite hat also Anschlußwert.«

**170** | Die Zwei-Seiten-Form der Beobachtung verweist auf einen Beobachter als ihr ausgeschlossenes Drittes. Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 92: »Alles Beobachten ist das Einsetzen einer Unterscheidung in einen unmarkiert bleibenden Raum, aus dem heraus der Beobachter das Unterscheiden vollzieht. Der Beobachter muß also eine Unterscheidung verwenden, um diesen Unterschied zwischen unmarkiertem und markiertem Raum und zwischen sich selbst und dem, was er bezeichnet, zu erzeugen. [...] Aber zugleich macht ein Beobachter durch Einsetzen einer Unterscheidung seine Gegenwart für andere ersichtlich. Er verrät sich – auch wenn es einer weiteren Unterscheidung bedarf, um ihn zu unterscheiden. [...] Insofern ist schon mit dem Einsetzen einer Unterscheidung als Form eine Rückverweisung auf den Beobachter, also Selbstreferenz und Fremdreferenz der Form gegeben. Die selbstreferentielle Geschlossenheit der Form schließt die Frage nach dem Beobachter als dem ausgeschlossenen Dritten ein.« Vgl. ders.: GdG, 69.

**171** | Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 99-100: »Für unsere Zwecke genügt es, im Anschluß an Spencer Brown Beobachten zu definieren als Gebrauch einer Unterscheidung zum Zweck der Bezeichnung einer (und nicht der anderen) Seite. [...] Sondern zum Begriff gehört auch, daß die andere Seite der Unterscheidung mitrepräsentiert wird, so daß das Bezeichnen der einen Seite für das operierende System zur Information wird nach dem allgemeinen Muster: dies-und-nicht-etwas-anderes; dies-und-nicht-das. [...] Beim Beobachten (im Unterschied zum einfachen Operieren) werden Unterscheiden und Be-

zeichnet dabei den Kontext der Position, ordnet sie in ein Netzwerk benachbarter Beobachtungen ein und trägt so zu einer informativen Anreicherung der Unterscheidung bei.<sup>172</sup> Dadurch dass der negative Bereich nur latent verfügbar ist, gerät nicht einmal die Unterscheidungsabhängigkeit einer Bezeichnung in den Blick.<sup>173</sup> Eine Beobachtung erster Ordnung sieht nur, was bezeichnet wurde. In ihrer Blickrichtung liegt nur die Beantwortung einer »Was-Frage«, der zutreffenden Bezeichnung, der Identifikation und Produktion eines Gegenstandes.<sup>174</sup>

Eine **Beobachtung zweiter Ordnung** kann sich auf eine solche Beobachtung erster Ordnung beziehen, indem sie die Frage stellt, wie die Unterscheidung niederer Ordnung zustande gekommen ist.<sup>175</sup> Die Beobachtung zweiter Ord-

---

zeichnen zugleich (und nicht nacheinander im Sinn von: erst Wahl einer Unterscheidung, dann Bezeichnung) durchgeführt. Die Operation Beobachtung realisiert mithin die Einheit der Unterscheidung von Unterscheidung und Bezeichnung, das ist ihre Spezialität. Diese Einheit ist selbstmotivierend verfügbar, sie ist nicht davon abhängig, daß es entsprechende Gegenstände in einer sie separierenden Welt vorweg schon gibt. Und schließlich wollen wir von Beobachtungen nur sprechen, wenn die Bezeichnung einer Seite einer Unterscheidung durch rekursive Vernetzung motiviert ist, und zwar teils durch vorherige Beobachtungen [...] und teils durch Anschlußfähigkeit [...]; also welche Möglichkeiten die Beobachtung erschließt oder verschließt.«

**172** | Vgl. Luhmann, Niklas: WdG, 81: »Die Operation des Beobachtens ist immer [...] die Einheit der zwei Komponenten Unterscheiden und Bezeichnen. Dies ‚Unterscheiden-und-Bezeichnen‘ ist ein Anwendungsfall eines sehr viel allgemeineren Mechanismus, den man als ‚Überschußproduktion-und-Selektion‘ bezeichnen könnte.«

**173** | Vgl. Luhmann, Niklas: WdG, 85: »Das heißt unter anderem: daß die Beobachtung selbst nicht in der Lage ist, in ihrem Vollzug wahr und unwahr zu unterscheiden. Sie tut, was sie tut. [...] Wir können auch formulieren: das Beobachten benutzt die eigene Unterscheidung als seinen blinden Fleck. Es kann nur sehen, was es mit dieser Unterscheidung sehen kann. Es kann nicht sehen, was es nicht sehen kann.« Um dies festzuhalten, kann man auch sagen, daß alles Beobachten, auch das Beobachten von Beobachtungen, auf der operativen Ebene naiv verfährt; oder mit nochmals anderen Worten: daß es in Bezug auf die eigene Referenz unkritisch vorgeht.«

**174** | Diese »Was-Frage« korrespondiert aber nicht mit einer zugrunde liegenden Wirklichkeit, sondern ist durch den formalen Vorgang des Unterscheidens und Bezeichnens für die Produktion dessen zuständig, was als Welt in Erscheinung tritt. Vgl. Luhmann, Niklas: WdG, 82 u. ders.: KdG, 103.

**175** | Diese Nomenklatur der Umstellung auf das Beobachten von Beobachtungen findet einen Vorläufer: Vgl. Foerster, Heinz v.: Kybernetik der Kybernetik, in: ders.: Short Cuts, Frankfurt a.M. 2001, 73: »Es ist mir eine Genugtuung, Ihnen mitteilen zu können, daß die wesentlichen Begriffssäulen einer Theorie des Beobachters erarbeitet wurden. Die eine ist die Errechnung unendlicher Rekursionen [...], die andere ist eine Errechnung

nung stülpt sich über die erster Ordnung und kann so in *ihrer Position* sowohl Position als auch Negation der Beobachtung erster Ordnung bezeichnend erfassen.<sup>176</sup> Solcher Art tritt die Form der Beobachtung erster Ordnung in die Form der Beobachtung zweiter Ordnung wieder ein – es handelt sich um ein »re-entry« der Form in die Form.<sup>177</sup> Durch diese »Überformung des Beobachtens«<sup>178</sup> wird Funktionsanalyse, Kritik und Reflexivität ermöglicht. Es wird ersichtlich, von welchen ihr unzugänglichen Bereichen eine Beobachtung erster Ordnung abhängig war bzw. inwieweit die Bezeichnung erster Ordnung von einem unentdeckten Selektionsmechanismus, von einer thematischen Relevanz des unreflektierten Beobachtens geprägt ist. So erlangt die Negation als blinder Fleck der Beobachtung erster Ordnung den Status der positiven Bezeichnenbarkeit durch die Beobachtung zweiter Ordnung,<sup>179</sup> die wiederum durch die Bezeichnung ihres Innenbereichs einen weiteren »unmarked state« ausschließt und so für weitere Markierungen ausweist.

In einer möglichen **Beobachtung dritter Ordnung** wird die Selbstreflexivität des Beobachtens nochmals gesteigert: Das Frageinteresse, wie die Beobachter niederer Ordnung Unterscheidungen gebrauchen, überbietet sich hier in der Problematisierung, warum diese Beobachtungen überhaupt funktionieren.<sup>180</sup>

---

der Selbstreferenz [...]. Durch diese Rechnungsarten sind wir nun in der Lage, mit aller Strenge ein Begriffssystem zu erschließen, das sich mit dem Beobachten und nicht nur mit dem Beobachteten befaßt. Ich habe vorhin vorgeschlagen, eine Therapie zweiter Ordnung zu erfinden, um sich mit Dysfunktionen zweiter Ordnung befassen zu können. Ich schlage vor, die Kybernetik von beobachteten Systemen als Kybernetik erster Ordnung zu betrachten; die Kybernetik zweiter Ordnung ist dagegen die Kybernetik von beobachtenden Systemen.«

**176** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 62: »Immer dann wenn der Formbegriff [auch die Beobachtung ist eine Form, Anm. d. Verf.] die eine Seite einer Unterscheidung markiert unter der Voraussetzung, daß es noch eine dadurch bestimmte andere Seite gibt, gibt es auch eine Superform, nämlich die Form der Unterscheidung der Form von etwas anderem.«

**177** | Vgl. Luhmann, Niklas: Das Recht der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1995 [Recht], 174. Vor allem aber: ders.: WdG, 74, 83-84. Vgl. Spencer-Brown, George: Gesetze, 60-66.

**178** | Luhmann, Niklas: KdG, 105.

**179** | Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 102: »Für das Beobachten zweiter Ordnung wird mit hin die Unbeobachtbarkeit des Beobachtens erster Ordnung beobachtbar – aber nur unter der Bedingung, daß nun der Beobachter zweiter Ordnung als Beobachter erster Ordnung seinerseits sein Beobachten und sich als Beobachter nicht beobachten kann.«

**180** | Diese Verschachtelung von aufeinander bezogenen Beobachtungen und deren funktionale Unterscheidung nach verschiedenen Fragerücksichten (was, wie, warum) scheint Luhmann von Gregory Batesons Lerntheorie übernommen zu haben. So weist

Die Beobachtung dritter Ordnung konstatiert, dass auch eine Beobachtung zweiter Ordnung einen blinden Fleck produziert und ist genötigt, dies als unabänderliche Bedingung auch für ihre eigenes Tun anzuerkennen.<sup>181</sup> Auf diese Weise kommt die Unbeobachtbarkeit der Welt als Einheit zum Ausdruck. Die generelle Unterscheidungsabhängigkeit allen Wissens führt zur Dekonstruktion der Welt als wirklichkeits- und wahrheitsbasierte Einheit.<sup>182</sup>

Die Luhmannsche Nomenklatur befähigt so dazu, Sachverhalte als miteinander vernetzt anzusehen: Beobachtungen werden nicht voneinander isoliert, sondern als aufeinander aufbauend begriffen. – Wobei die Ermangelung eines diskursiven Realitätsbezuges nicht als metaphysische Katastrophe, sondern als Bedingung der Möglichkeit des Aufbaus von sinnhaften Bezügen begriffen wird. Nur insofern sich ein beobachtendes System von Außenreferenzen weitgehend abschottet,<sup>183</sup> nur insofern es sich auf systeminterne Beobachtungs-

---

dessen Konzept des »Learning III« ähnliche Merkmale eines umfassenderen Reflexionsgrades auf wie bei der Beobachtung dritter Ordnung. Vgl. Bateson, Gregory: *The logical categories of learning and communication*, in: ders.: *Steps to an ecology of mind. Collected essays in anthropology, psychiatry, evolution, and epistemology*, San Francisco 1972, 303–304: »But Learning III will throw these unexamined premises open to question and change. Let us [...] list some of the changes which we shall be willing to call Learning III. (a) The individual might learn to form more readily those habits the forming of which we call Learning II. (b) He might learn to close for himself the ›loopholes‹ which would allow him to avoid Learning III. (c) He might learn to change the habits acquired by Learning II. (d) He might learn that he is a creature which can and does unconsciously achieve Learning II. (e) He might learn to limit or direct his learning II. (f) If Learning II is a learning of the contexts of Learning I, then Learning III should be a learning of the contexts of those contexts. But the above list proposes a paradox. [...] Certainly it must lead to a greater flexibility in the premises acquired by the process of Learning II – a freedom from their bondage.«

**181** | Zur Charakterisierung der Beobachtung dritter Ordnung: Vgl. Luhmann, Niklas: *WdG*, 485 + 499 + 509.

**182** | Der Realitätsbegriff verlagert sich in seiner Totalität ins Unbeobachtbare, kann aber als solcher noch thematisiert werden: Vgl. Luhmann, Niklas: *KdG*, 96: »Der Rückzug ins Unbeobachtbare [da sich die Welt als Totale nicht noch einmal als Differenz darstellen lässt, Anm. d. Verf.] lässt nichts in der Welt zurück, er löscht, um es mit Jacques Derrida zu formulieren, seine Spuren. Allenfalls die Metaphysik (oder die Theologie? oder die rhetorische Theorie des Gebrauchs rhetorischer Formen? [...] oder der Beobachter zweiter Ordnung?) vermag gerade noch dies zu sehen: ›la trace de l'effacement de la trace. [...] Dies sei hier zu Irritierung der Philosophen gesagt.«

**183** | Vgl. Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*, Heidelberg 2004, 93: »Genau das besagt die These operativer oder operationaler Geschlossenheit. Operationen sind von Anfang bis Ende oder als Ereignisse gesehen immer nur im System

prozesse festlegt, minimiert es die Gefahr der Reizüberflutung durch eine überkomplexe Außenwelt und macht einen differentiell-geordneten Fortgang des Diskurses möglich, der sich für selbstreferentielle Widersprüche als Erklärungsprinzip geöffnet hat.<sup>184</sup>

In dieser Ablehnung einer metaphysischen Bedeutungskonstante findet man eine erste Übereinstimmung zwischen Luhmannschem Beobachtungsbegriff<sup>185</sup> und dem weitgehenden Autismus der Zeichenhaftigkeit in der Différence Derridas. Der Beobachtungsbegriff lässt eine **Identifizierung der Différence als Beobachtung 2. Ordnung** zu. Die Différence als Beobach-

---

möglich, und sie können nicht benutzt werden, um in die Umwelt auszugreifen, denn dann müssten sie, wenn die Grenze gekreuzt wird, etwas anderes werden als Systemoperationen. Dies hat zunächst einmal die Erkenntnistheorie beeindruckt. Wenn man radikal formuliert, kann man sagen, dass Erkenntnis nur möglich ist, weil es keine Beziehungen, keine operativen Beziehungen zur Umwelt gibt. [...] Erkenntnis ist nicht nur möglich, obwohl, sondern weil das System operativ geschlossen ist. Es kann mit seinen erkennenden Operationen nicht in die Umwelt ausgreifen, sondern es muss stets innerhalb des Systems Anschlüsse, Folgerungen, nächste Erkenntnisse, Rückgriffe auf das Gedächtnis und so weiter suchen.« – Beobachtungen sind wechselseitig vernetzt mit anderen Beobachtungen. Sie beziehen sich auf bestehendes Wissen und rufen zukünftige Diskurse (nicht zuletzt durch die Anregung von Widerspruch) hervor.

**184** | Vgl. Luhmann, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1980, 311: »Binäre Schematismen können nun ganz generell in ihrer Funktion für selbstreferentielle Systeme begriffen werden als Formen der Sicherung von Anschlußfähigkeit [...]. Die Selbstreferenz wird einerseits auf die Form des Duals zusammengezogen: Wahrheit verweist auf Unwahrheit und Unwahrheit verweist auf Wahrheit. Andererseits eröffnen beide Werte jeweils unterschiedliche Anschlußoperationen. Um Operationen anschlußfähig machen zu können, muß der Kurzschluß im binären Schematismus unterbrochen werden; es muß also verhindert werden, daß Wahrheit nur als Hinweis auf Unwahrheit benutzt wird und umgekehrt. [...] Insofern eröffnet gerade diese Erleichterung des Vollzugs der Selbstreferenz für spezifische Operationskreise den Weg zu ihrer Instrumentalisierung; man vollzieht sie nur, wenn angegeben werden kann, was damit erreicht werden soll.«

**185** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 34: »Aber zugleich kann man auch bemerken, daß die Soziologie sich mit diesem Typus von Was-Fragen in den Zustand einer Dauerunruhe versetzt, also sich selbst als autopoietisches System einrichtet. Es kann keine endgültige Antwort auf solche Fragen, keine weiterer Forschung entzogene Fixpunkte geben, sondern nur die Beobachtung, welche Begriffsfestlegungen welche Folgen haben. Im Modus der (Selbst-)Beobachtung zweiter Ordnung, im Modus konstruktivistischer Erkenntnistheorie also, lösen sich deshalb alle Merkmalsvorgaben wieder auf, und man sieht ihre Notwendigkeit für die Forschung ebenso wie ihre Kontingenz.«

tung höherer Ordnung unterstreicht, dass keine Aussagen über die Welt getätig werden sollen, sondern Aussagen über Texte. Es wird auf diese Weise zu Tage gefördert, wie die behandelten Texte Beobachtungen vollzogen haben.

Diese beobachteten Beobachtungen treten als Paradoxien auf, die funktional asymmetrisch aufgebaut sind. Die Différence verräumlicht sich – wir beziehen uns beispielhaft auf die bekannte Saussuresche Zeichentheorie – zunächst in der semiotischen Unterscheidung von Lautbild und Vorstellung. An dieser Unterscheidung wird deutlich, dass die beiden Charakteristika dieser Grundunterscheidung, ihre Linearität und Arbitrarität, zu Widersprüchen führen. Diese Widersprüche können bei Saussure dahingehend interpretiert werden, sodass sie zu einer Herabstufung der als äußerlich denunzierten Schrift unter dem Dogma der selbstaffektiven Stimmlichkeit führen. Unter diesem Leitbild der gesprochenen Sprache lösen sich die Widersprüche nur scheinbar auf, dass sich sowohl die Unkontrollierbarkeit und die Veränderlichkeit der Bedeutungs konvention unter der Arbitrarität des Zeichens gleichzeitig erklären lässt. Derrida jedoch streicht heraus, dass sich diese Widersprüche nicht vollkommen aufgelöst haben, sondern in bisher unberücksichtigte Bereiche verdrängt sind: Die Linearität des Zeichens erlangt ihre ideale Metapher in der Schriftlichkeit. Saussure widerspricht sich selbst, wenn er dies zu verdecken versucht. Was Derrida unternimmt, ist die Etablierung einer Unterscheidung<sup>186</sup> und ihre Asymmetrisierung.<sup>187</sup> Derart wird die Unterscheidung erster Ordnung von Saussure in der Beobachtung zweiter Ordnung aufbereitet: Sie wird in der Form der Paradoxie gefasst und in ihrem Schwerpunkt verlagert, indem die bisherige Hierarchie von Logozentrismus und Phonozentrismus durch die Herausstellung einer Wissenschaft von der Schrift parodiert wird.

---

**186** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 274: »Heute sagen die Logiker, daß Tautologien und Paradoxien ›entfaltet‹, das heißt durch stabile Entitäten ersetzt werden müßten. So oder so habe man mit Unterscheidungen zu arbeiten, die einen vor dem Irrtum behüten, zu identifizieren, was nicht zu identifizieren sei. Doch Unterscheidungen werden ihrerseits als Paradoxien sichtbar, sobald man versucht, ihre Einheit zu beobachten. Entfaltungen von Paradoxien sind also nur möglich, wenn man die Suche nach stabilen Einheiten aufgibt. Das bedeutet, dass man den Beobachter zu beobachten hat, um zu erkennen, wann und warum dieser das Risiko einer Entfaltung eingeht – einer Entfaltung, die immer ihrerseits dekonstruiert werden kann.« Vgl. Bateson, Gregory: Mind and nature. A necessary unit, Creskill (New Jersey) 2002, 76-82: Hier wird der Begriff der Tautologie durch die Unterscheidung von Beschreibung und Erklärung erklärt.

**187** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 272-273: »Beobachtungen sind asymmetrische (oder symmetriebrechende) Operationen. Sie verwenden Unterscheidungen als Formen und nehmen Formen als Grenzen, die eine Innenseite [...] und eine Außenseite voneinander separieren. [...] Das bedeutet, dass immer etwas ungesagt bleiben muß, wodurch eine Position produziert wird, von der aus das je Gesagte dekonstruiert werden kann.«

Diese Art der Paradoxieentfaltung ist auf ihre Selbstanwendbarkeit eingestellt. Sie kann nur auf paradoxe Weise beschrieben werden. Sie unterwirft sich ihrer Verzeitlichungseigenschaft, insofern als es keine definitive Fassung eines Begriffs (wie der Différence) geben kann, keine endgültige Fassung einer stabilen Unterscheidung. Stattdessen wird die Kommunikation durch asymmetrische Paradoxien auf ihre Fortsetzbarkeit und Anschlussfähigkeit für weitere Diskurse abgestellt. Die Reflexivität von solch selektiven Beobachtungen geschieht als Selbstdemontage, erhöht aber gleichzeitig die Aussagemöglichkeiten und die Vernetzung dieser Sprechweisen. Dieser Aspekt der Autologie von Beobachtungen ist deshalb an dieser Stelle erwähnenswert, weil sich hier zeigt, dass Derrida nicht einfach bei einer einfachen Aussage oder Unterscheidung bei der Bestimmung der Différence stehen bleiben kann. Er kann nicht einfach behaupten, die Différence ist »dies« im Unterschied zu »jenem«. Der Begriff der Différence regelt das nicht-triviale Ineinanderwirken von Unterscheidungen, die sich sowohl verräumlichend als auch verzeitlichend ausdrücken. Dieser Umstand würde nur unzureichend und verfälschend wiedergegeben, wenn die eigene Bedeutung nicht die verzeitlichende Verzerrung der Différence berücksichtigen und verwirklichen würde.

Die Différence zeichnet sich durch Unterscheidungsgebrauch aus, der sich spurhaft verkompliziert und aufgrund seiner Verzeitlichungseigenschaft entzieht.<sup>188</sup> Mit diesem Aspekt ist gleichzeitig die Dynamik des kaskadenhaften Aufbaus der Unterscheidungen angesprochen.<sup>189</sup> Die Unterscheidung, die ein Beobachter trifft, scheint Folgebeobachtungen höherer Ordnung anzuregen,

**188** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 274-275: »(Wir erinnern uns, daß Dekonstruktion selber dekonstruiert werden kann.) Angesichts dieser Sachgasse vermag wohl nur die Zeit Abhilfe zu schaffen. Die Zeit lehrt uns, daß es kein Ende gibt, alles immer im weitergeht und Systeme so lange operieren, wie sie nicht zerstört werden. Spencer Browns Formenkalkül ist rein temporal, das heißt, er stellt ein Zeit verbrauchendes Programm zum Aufbau von Komplexität dar. Nach Spencer Brown kann man die Grenze jeglicher Form (= Unterscheidung) kreuzen und so auf die andere Seite gelangen. Doch dazu bedarf es einer weiteren Operation. Wenn die andere Seite der unmarkierte Raum ist, so bleibt einem nichts übrig, als wieder zurückzukehren. [...] Kehrt man zurück, so ist es als sei nichts geschehen. Versucht man aber durch durch das Überschreiten der Grenzlinie etwas Spezifisches zu finden, so ist es notwendig, auch auf der anderen Seite wieder eine Unterscheidung zu treffen, die den bis dahin noch unmarkierten Raum aufteilt und die Welt dabei als unbeobachtbare Einheit reproduziert. So verschiebt man das Problem, und genau das scheint es zu sein, was Derrida unter différance versteht.«

**189** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 276: Luhmann spricht hier von einer »dynamischen Stabilität«, die durch den formalen Fortgang des unterscheidenden Beobachtens gewährleistet ist – also durch die Art der Bindung von Elementen und nicht durch die Beschaffenheit der Elemente selbst.

die sich mit den Bedingungen des Zustandekommens und der Klassifikation dieser Beobachtung beschäftigen. So wird durch den Verzeitlichungscharakter der Différance der verdrängte Schriftkörper des Zeichens bei Saussure deutlich. Dadurch zeigt sich der Supplementierungsbedarf der Linguistik als Wissenschaftsprojekt bei Saussure. Die Grammatologie überführt die Saussuresche Unterschiedenheit des Zeichens, das sowohl linear als auch arbiträr unterschieden ist, in Unterscheidungen, die die Fundamente des wissenschaftlichen Designs der Linguistik betreffen, die sogar die Grundlinien der abendländischen Philosophie aufzeigen: Die Privilegierung des gesprochenen Wortes gegenüber der Schrift entspricht einem metaphysischen Ethnozentrismus<sup>190</sup>, der durch das Projekt der Grammatologie im Zug der Revision von Phono- und Logozentrismus unterminiert wird.

Die Bindung von Unterscheidungen, die eine verräumlichende, Problem produzierende Wirkung haben, an höherstufige Unterscheidungen, die diese Probleme und Grundbeobachtungen verzeitlichend in weitere Kontexte einbringen, kann durch den Begriff des »re-entry«<sup>191</sup> näher erläutert werden. Bei Luhmann dient dieser Begriff dazu, die Unbeobachtbarkeit der Welt zu verdeutlichen. Unterscheidungen teilen die Welt in zwei Bereiche ein, einen beschriebenen Innenraum und einen unbeobachteten Außenbereich, in dem aber alles, was noch nicht ausgesagt ist, begründet liegt. Dieser Außenbereich führt nicht nur zur Klassifizierbarkeit und Kontextualisierung des Innenbereichs, sondern reichert diesen mit Verweisungsüberschüssen und Anschlussmöglichkeiten an. Das Nicht-Sein ist auf diese Weise so nah an das Sein gebunden, dass man von einer Überlagerung sprechen kann, denn mit jeder Beobachtung höherer Ordnung wird der unmarkierte Bereich nicht nur nicht

---

**190** | Vgl. Derrida, Jacques: Der Schacht und die Pyramide. Einführung in die Hegelsche Semiolegie, in: ders.: RP, 93–132; In Bezug auf Saussure fällt Derrida eine Bevorzugung der lateinischen Lautschrift gegenüber grafischen Schriftzeichen wie etwa ägyptischen Hieroglyphen auf: Vgl. Weber, Christine: Philosophien der Differenz zwischen Sprache und Schrift. Affinität und Divergenz im Denken Lyotards und Derridas, Essen 2009, 46–47. Vgl. Derrida, Jacques: G, 58: »Piktographische oder natürliche Schrift wären demnach für Saussure kontradiktorierte Begriffe.«

**191** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 277: »Manches System, das zu beobachten vermag, vermag sich auch selbst zu beobachten. Um sich selbst zu beobachten, ist es unerlässlich, daß es sich von allem anderen, das heißt von seiner Umwelt, unterscheidet. Die rekursiv miteinander verbundenen Operationen des Systems ziehen eine Grenzlinie, die System und Umwelt voneinander unterscheidet. Die Operation der Selbstbeobachtung erfordert ein re-entry (im Sinn Spencer Browns) dieser Differenz in sich selber, nämlich der Unterscheidung von System und Umwelt in das System.«

eliminiert, sondern reproduziert und dadurch vervielfältigt.<sup>192</sup> Im Hinblick auf die Différence kann uns dieser Begriff insofern helfen, als man illustriert, dass diese Art von geschichtetem Differenzgebrauch die gebrochene Tradition der metaphysischen Feststellung der Welt von einem vereinheitlichenden Zentrum aus auffängt. Die Différence ermöglicht Sprechweisen, die sich formal durch Unterscheidungen fortsetzen, selbst wenn die Welt unter einem Wahrheitsparadigma von Aussagen inhaltlich korrumpt ist.<sup>193</sup> Insofern nimmt Derrida in Anspruch, dass sein philosophisches Projekt nicht (wie oft behauptet) die Destruktion überlieferter Denktraditionen betreibt, sondern deren kritische Revision: Inwieweit bewahrheiten sich metaphysische Beschreibungen unter den Bedingungen der Unbeschreiblichkeit einer ununterschiedenen Welt?<sup>194</sup>

### 1.5.3 Medium und Form

Weitere Facetten kommen dem Unterscheidungsbegriff zu, wenn man ihn unter der Maßgabe des Gegensatzes von Medium und Form betrachtet.<sup>195</sup> Die Fortentwicklung eines Mediums zu Formen beschreibt die Relationen zwi-

**192** | Man kann darin eine Folge des neuzeitlich-modernen Selbstverständnisses des Menschen sehen, der sich technisch von einer imitativen Einbindung in seine natürliche Umgebung herausgelöst hat. Vgl. Blumenberg, Hans: Nachahmung, 45: »Nun erst läßt sich die positive Bedeutung ermessen, die der Auflösung der Identität von Sein und Natur zukommt. Der Entwertungsprozeß der Natur ist nur deshalb schlechthin ein nihilistischer Vorgang, weil der Glaube möglich geworden ist, daß das Sichtbare im Verhältnis zum Weltganzen nur isoliertes Beispiel ist, und daß andere Wahrheiten latent in der Überzahl sind [...], und daß diese Welt nicht die einzige aller Welten ist. [...] So deutet die Kunst nicht mehr auf ein anderes exemplarisches Sein hin, sondern sie ist selbst dieses für die Möglichkeiten des Menschen exemplarisches Sein: das Kunstwerk will nicht mehr nur etwas bedeuten, sondern es will etwas sein.«

**193** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 291: »Unter historischem Gesichtspunkt betrachtet scheint der Dekonstruktionismus das Ende der Geschichte zu bezeichnen: Geschichte, die sich selbst verbraucht. Nichtsdestoweniger läuft er weiter und gelangt an kein Ende: Er vermag die Fülle des Nicht-Seins nie zu erreichen. Er ist und bleibt Schrift, Konstruktion, Verschiebung von Differenzen. Angesichts dieser unbegrenzten Aussichten kann ein Verständnis von Dekonstruktion als Beobachtung von Beobachtern die Komplexität reduzieren. Das einzige mögliche Objekt der Dekonstruktion bilden beobachtende/beobachtete Systeme. Doch beobachten heißt: eine Unterscheidung verwenden, um so eine Seite und nicht die andere zu markieren. Wir können dabei unterschiedliche Beobachter unterscheiden, wobei auch wir dann wiederum beobachtet werden können.«

**194** | Vgl. Zima, Peter: Dekonstruktion, 30-31.

**195** | Zur formalen Ähnlichkeit der Begriffe von Unterscheidung, Beobachtung und Form: Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 111: »Der Beobachter benutzt eine Unterscheidung,

schen den Beobachtungsebenen und kann zur Beobachtung der dialogischen Fortsetzung von Differenzen dienen. – Unterscheidungen haben neben ihrer symbolischen Informations- und Bedeutungsfunktion auch einen diabolischen Aspekt, insofern sie sich in immer neue Differenzen fortpflanzen.<sup>196</sup>

Grundsätzlich geht es im komplementären Verhältnis von Medium und Form um die Art der Bindung<sup>197</sup> von Elementen<sup>198</sup>. Die Unterscheidung von Medium und Form dient nicht der Identifikation von Substanzialität oder der Definition eines Bedeutungsinhalts, sondern der Erklärung eines graduellen Abhängigkeitsverhältnisses. Eine Form organisiert die strukturelle Anordnung innerhalb eines Mediums.<sup>199</sup> Ein Medium wird somit durch Umformung

---

um das zu bezeichnen, was er beobachtet. Das geschieht, wenn es geschieht. Will man aber beobachten, ob es geschieht und wie es geschieht. Muß man die Unterscheidung, die benutzt wird, nicht nur verwenden, sondern bezeichnen. Und dazu dient uns der Begriff der Form. Als Form bezeichnen wir das Beobachtungsinstrument Unterscheidung – zum Beispiel im Hinblick darauf, daß es auch andere Unterscheidungen geben könnte, die dann andere Beobachtungen ermöglichen würden.«

**196** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 320: »Symbolisch generalisierte Medien transformieren auf wunderbare Weise Nein-Wahrscheinlichkeiten in Ja-Wahrscheinlichkeiten [...]. Sie sind symbolisch insofern, als sie Kommunikation benutzen, um das an sich unwahrscheinliche Passen herzustellen. Sie sind zugleich aber auch diabolisch insofern als sie, indem sie das erreichen, neue Differenzen erzeugen. [...] Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien koordinieren, um dies mit anderen Worten zu wiederholen, Selektionen, die sich nicht ohne weiteres verknüpfen lassen und insofern zunächst als eine lose gekoppelte Menge von Elementen gegeben sind – Selektionen von Informationen, Mitteilungen und Verstehensinhalten. Sie erreichen eine strikte Kopplung nur durch die für das jeweilige Medium spezifische Form [...].«

**197** | Vgl. Baecker, Dirk (Hg.): Kalkül der Form, Frankfurt a.M. 1993, 30-37.

**198** | Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 167: Der Begriff des Elements bezeichnet bei Luhmann keine wirklichen, naturalen Gegebenheiten, sondern basale Konstrukte eines Beobachters. Elemente sind somit funktional definierte Letzteinheiten, die durch Formung in verschiedenartige Relationen zueinander versetzt werden. Vgl. Luhmann, Niklas: WdG, 398-399.

**199** | Vgl. Baraldi, Claudio, Corsi, Giancarlo u. Esposito, Elena (Hg.): GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt a.M. 1997, 59: »Das Medium ist durch lose Kopplung zwischen Elementen (die praktisch als voneinander unabhängig betrachtet werden können) gekennzeichnet und leistet keinen inneren Widerstand gegen die Durchsetzung von Formen von außen. Die Formen ›verdichten‹ ihrerseits die Verbindungen zwischen den Elementen des Mediums in rigidere Kopplungen, die wahrgenommen werden.«

nicht verbraucht, sondern lediglich an andere Medien gebunden.<sup>200</sup> Ein Medium ist nur in Abhängigkeit von der daraus gebildeten Form zu erkennen.<sup>201</sup>

Formung bezeichnet dabei die Neukombination von Verbindungen im medialen Substrat: Medial sind Elemente relativ lose gekoppelt, während die Form striktere Bindungen der Elemente durch Unterscheidungsgebrauch herstellt.<sup>202</sup> Mediale Relationen sind stabiler als labile Formungen, obwohl die Form durchsetzungsfähiger als ihr Medium ist. Das liegt an der redundanten Einfachheit des Mediums, das zwar mit nur geringem Informationsgehalt ausgestattet ist, dafür aber stabil in den verschiedensten Kontexten wiedererkennbar und wiederverwendbar bleibt. Formen sind dagegen hoch variabel, sie sind überraschende, neuartige und informative Verbindungen, die leicht wieder zerfallen können und nicht unbedingt dauerhaft sein müssen.<sup>203</sup> Durch Formung entsteht erst in der Rekombination schwach informativer Elemente ein zusammenhängender Sinn. Formen können dann wiederum als mediale Basis für weitere Formung bereitstehen, was die Anschlussfähigkeit der Formgebung und ihre Informativität erhöht.<sup>204</sup> Beispielsweise können Wörter als mediales Substrat angesehen werden, die in Sätzen und diese wiederum in Satzkonglomeraten weiter verformt werden. Der Bildung von Sätzen und Texten ist damit prinzipiell kein Ende gesetzt, obwohl die sprachliche Formgebung nur auf ein begrenztes Repertoire von Elementen zurückgreifen kann.<sup>205</sup>

**200** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 232.

**201** | Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 168-170.

**202** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 232: Strikte Kopplung geschieht durch die Form der Unterscheidung. Zum Beispiel werden durch Sprache mediale Substrate aus der Wahrnehmung in der Weiterformung der Kommunikation gekoppelt. Vgl. ders.: AuR, 236-239.

**203** | Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 171-172, 204-208.

**204** | Vgl. Luhmann, Niklas: GdG, 201: »Schließlich ist zu beachten, daß nicht das mediale Substrat, sondern nur die Formen im System operativ anschlußfähig sind. Mit den formlosen, lose gekoppelten Elementen kann das System nichts anfangen. [...] Dasselbe gilt für Kommunikationsmedien. Auch hier bilden, wenn man auf Sprache abstellt, nicht schon Worte, sondern erst Sätze einen Sinn, der in der Kommunikation prozessiert werden kann.«

**205** | Vgl. Luhmann, Niklas: Einführung in die Theorie der Gesellschaft, Heidelberg 2005, 46: »Meine Idee ist nun, dass man das auf die Ebene von Sinn schlechthin generalisieren könnte. Man kann dann sagen, Sinn sei auch ein Medium, eine unbestimmte und auch nicht beobachtbare, nicht erfassbare Menge kombinatorischer Möglichkeiten, die wir immer nur in den jeweils festen Kombinationen erfassen. Der erste Schritt, der nicht ausreicht, aber bereits sehr weit führt, besteht darin, diese Überlegung auf Sprache anzuwenden und zu sagen, dass es eine große Zahl von Wörtern gibt, dass die Zahl der Wortkombinationen praktisch unausschöpfbar, wenn nicht sogar unendlich oder nahezu unendlich ist, die Möglichkeit einer Kombination von Wörtern jedoch noch keinen

Mit dieser Begrifflichkeit ist man in die Lage versetzt, Artefakte (z.B. Texte) als kommunikativ-dynamische Umformungen zu begreifen, die sich auf vorangegangene Kommunikationen beziehen. Diese Einsicht in die Selbstbezüglichkeit der Textgenese, die sich auf die Autorisation auswirkt, hat Folgen für das Textverständnis. Die Urheberschaft des Autors ist zurückgetreten. Artefakte beziehen sich auf vorangegangene Artefakte und ermöglichen in diesem Beziehungsreichtum ihre weitere Autopoiesis.<sup>206</sup>

Dabei wird dem Zeichen eine herausragende Funktion zugesprochen. Im Zeichen – wie es Derrida in Bezug auf Saussure herausarbeitet – geschieht eine formale Aufspaltung, die eine ganze Welt der Schriftlichkeit entstehen lässt, ohne dass ein inhaltlicher Weltbezug hergestellt sein muss.<sup>207</sup> Ein Zeichen etabliert Unterscheidungen nicht nur im arbiträren Verhältnis von signifiant und signifié, sondern auch in linearer Hinsicht in räumlicher Abgrenzung zu anderen Zeichen. So werden in doppelter Hinsicht durch Zeichengebrauch Unterscheidungen eingeführt, die selektive Bezüge im Medium Sinn herstellen.<sup>208</sup> Im Begriff der Différence reflektiert Derrida dieses paradoxe Verhältnis

---

Sinn gibt, obwohl ohne diese Möglichkeit kein Sinn zustande käme. Man muss Sätze bilden. Für die Kommunikation ist es wichtig, dass man feste Formen bildet, dass man diese und jene Wörter miteinander koppelt, erst dann hat man Sinn.«

**206** | Vgl. Luhmann, Niklas: KdG, 197-203: Den Begriff der Autopoiesis bezieht Luhmann von Varela und Maturana. Vgl. Maturana, Humberto u. Varela, Francisco: Autopoiesis and Cognition. The Realization of the Living, Dordrecht 1980, 79: »It follows that an autopoietic machine continuously generates and specifies its own organization through its operation as a system of production of its own components, and does this in an endless turnover of components under conditions of continuous perturbations and compensation of perturbations.«

**207** | Vgl. Habermann, Friedericke: Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation, Baden-Baden 2008, 76-77: »Der différance geht weder das Subjekt noch eine andere Präsenz als Ursache voraus, die nicht schon von ihr erfasst wäre. Mit diesem Konzept will Derrida den grundsätzlich offenen und prozesshaften Charakter von Bedeutung betonen, der immer Neuinterpretation und Veränderungen zulässt, denn Bedeutung sei nie in sich präsent, sondern immer schon wieder aufgeschoben: stets abhängig von einer bestimmten, zeitlichen und räumlichen Konstellation [...]. [...] Texte können also nicht als Repräsentanten einer abgetrennten Realität betrachtet werden [...].«

**208** | Vgl. Luhmann, Niklas: Zeichen als Form, in: Baecker, Dirk (Hg.): Probleme, 47: »Auch hier wird das Paradox des nicht bezeichnenden Zeichens durch eine Unterscheidung entfaltet. Dabei bleibt jedoch das Bezeichnete als unerreichbar ganz außer Betracht, und es wird fraglich, welchen Sinn ein Zeichen hat, wenn reflektiert wird, daß es erkennbar nichts bezeichnet. Die Semantik der Unmittelbarkeit, die in der Lebensphilosophie, im unmittelbaren Selbstverhältnis der Reflexionstheorie, in der Daseinsanalytik

von Zeichen, deren Bezeichnung abhanden gekommen zu sein scheint, und die dennoch als Form informative Vernetzungen leisten. »Somit erweist sich die Différence als die Formation der Form.«<sup>209</sup> Die Bezeichnung für die »postmoderne« Paradoxie des Zeichens, die Anwesenheit als Abwesenheit darzustellen vermag.

## 1.6 DIE DEKONSTRUKTION

Die Dekonstruktion bekräftigt den autologischen Impuls der »Postmoderne«. Ihre Anwendbarkeit ist grenzenlos und damit reflexiv. Sie muss sich immer auch selbst aufheben. Die Dekonstruktion ist keine Methode, weder zur Analyse, noch zur Kritik, weil sie eben nicht ist. Sie hat in ihrer totalen Anwendbarkeit schon die eigenen Grundfesten angegriffen,<sup>210</sup> sie dekonstruiert sich selbst und erweist dadurch ihre Funktionstüchtigkeit.<sup>211</sup> Genauso wenig wie bei der Différence spricht Derrida deshalb bei der Dekonstruktion von einem eigen-

---

Heideggers Vorläufer hat, bezeichnet eigentlich nur den Kollaps bestimmter Unterscheidungen – sei es der von Subjekt und Objekt, sei es der von Zeichen und Bezeichnetem, setzt also voraus, daß man zunächst von diesen Unterscheidungen auszugehen hat, die dann in der Unmittelbarkeit der Operation nicht zum Zuge kommen. Funktion und Verbleib des von Zeichen Bezeichnetem bleiben aber ungeklärt und damit auch der Sinn des auf diese Differenz bezogenen Zeichenbegriffs.«

**209** | Derrida, Jacques: G, 110. – Das Zitat weicht hier im Schriftbild von der Schreibweise der Grammatologie in der Übersetzung von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler für »différance« ab. Aus dem Grund der Vereinheitlichung wird hier »Différence« geschrieben und nicht »\*Differenz«.

**210** | Vgl. Derrida, Jacques: Letter to a Japanese friend, in: Wood, David u. Bernasconi, Robert (Hg.): Derrida and Différence, Evanston 1988, 4: »Deconstruction takes place, it is an event that does not await the deliberation, consciousness, or organization of a subject, or even of modernity. It deconstructs it-self. It can be deconstructed.«

**211** | Vgl. Luhmann, Niklas: AuR, 267: »Sie [die Dekonstruktion, Anm. d. Verf.] scheint das Lesen von Formen als Differenzen zu empfehlen, die Fokussierung auf Unterscheidungen ohne jede Hoffnung, die verlorengegangene Einheit auf höherer Ebene oder zu späterem Zeitpunkt je wiedererlagen zu können [...]. Die Dekonstruktion scheint einem intellektuellen Klima zu entsprechen, das sich auf dem Weg zur kulturellen Diversität befindet. [...] Sie dekonstruiert die Annahme der Präsenz, jedweder stabilen Beziehung zwischen Präsenz und Absenz, ja sogar die der Unterscheidung von Präsenz und Absenz überhaupt. Sie stellt ein instabiles Konzept dar, das der fortlaufenden différance einer jeden von ihr gemachten Unterscheidung unterliegt.«

ständigen Sein. Sie fungiert als ein Supplement in einer Kette von différanten Reformulierungen.<sup>212</sup>

### **1.6.1 Die Dekonstruktion als Paradoxie von Zersetzung und Versetzung**

Diese »Unmethode«<sup>213</sup> ist durch eine zweifache Bewegung gekennzeichnet, die darin besteht, durch die Aufpfropfung von Supplementen ein allgemeines Wirken der Différance deutlich zu machen. Zweifach gestaffelt deswegen, weil nicht-triviale Differenzen konstruiert werden – also nicht bloß Unterscheidungen eingeführt, sondern die beiden Seiten der Unterscheidung wieder durch Unterscheidungen zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die Dekonstruktion erweist der Différance in ihrem zweifachen Unterscheidungsgebrauch ihre Reverenz.<sup>214</sup>

---

**212** | Vgl. Derrida, Jacques: Positionen, 36-37: »Sich selbst riskieren beim Nichts-sagen-Wollen, das heißt in das Spiel einsteigen und zuallererst in das Spiel der différance, das bewirkt, dass kein Wort, kein Begriff, keine höhere Aussage von der theologischen Gegenwart eines Mittelpunkts aus die textuelle Bewegung und Verräumlichung der Differenzen zusammenfasst und bestimmt. Von daher ergibt sich zum Beispiel auch die Kette der untereinander austauschbaren Begriffe, von denen Sie vorhin gesprochen haben (Urspur, Ur-Schrift, Reserve, Bruch, Artikulation, Supplement, différance; es wird noch andere geben); es handelt sich dabei keineswegs nur um ein metonymisches Vorgehen, das die begrifflichen Identitäten unangetastet ließe oder sich damit begnügte, bestimmte Vorstellungen zu übersetzen und zirkulieren zu lassen. In diesem Sinn riskiere ich mich beim Nicht-sagen-Wollen dessen, was man einfach verstehen könnte, was einfach Sache des Verstehens wäre. Ich mache mir also über hunderte von Seiten hinweg das Leben mit einer Schreibweise schwer, die zugleich beharrlich und elliptisch ist, die, wie Sie gesehen haben, auch das aufnimmt, was ausgestrichen ist, die jeden Begriff in eine unendliche Kette von Differenzen hineinzieht, die sich mit derart vielen Vorsichtsmaßnahmen, Referenzen, Anmerkungen, Zitaten, Zusammengeklebtem, Zusätzen umgibt oder belastet, dass das ›Nichts-sagen-Wollen‹, das werden Sie mir zugestehen, keine sehr geruhsame Tätigkeit ist.«

**213** | Wie schon erwähnt, kann die Dekonstruktion nicht als Begriff verstanden werden, der etwas zur Anwesenheit bringt, eben weil er jede definierte Feststellung in Unruhe versetzt. Dies wird versucht durch eine Setzung in Anführungszeichen nachzuvollziehen: Jeder Versuch einer Kategorisierung ist nur höchst vorläufig anzusehen. Die Dekonstruktion verläuft sich.

**214** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 350: »Die Dekonstruktion kann sich nicht auf eine Neutralisierung beschränken oder unmittelbar dazu übergehen: sie muß durch eine doppelte Gebärde, eine doppelte Wissenschaft, eine doppelte Schrift eine Umkehrung der klassischen Opposition und eine allgemeine Verschiebung des Systems bewirken.«

Auf einen ersten Blick kann die Dekonstruktion als subversive Aktion angesehen werden, als **Zersetzung**.<sup>215</sup> Denn Derrida interpretiert alle Texte aus ihrer eigenen Logik heraus, aber so, dass sich die textimmanente Argumentation gegen ihr eigenstes Zentrum wendet.<sup>216</sup> Auf diese Weise werden die Pläne der besprochenen Autoren zunächst einmal durchkreuzt. Mit dem Auseinandersetzen, Durchkreuzen wird zugleich eine alte, durch den Text etablierte Hierarchie (wie wichtig/unwichtig, wahr/unwahr) angegangen und umgekehrt. Das scheinbar Marginale in einem Werk wird von Derrida als zentral und symptomatisch erkannt.<sup>217</sup> Durch diese Hierarchieumkehrung wird jedes System seines Zentrums beraubt.<sup>218</sup>

---

**215** | Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 166-167: Der erste Impetus (Subversion, Umkehrung) der Dekonstruktion: Man »[...] weist nach, daß es sich um einen metaphysischen und ideologisch auferlegten Gegensatz [in der hierarchischen Struktur, die der Text vorgibt, Anm. d. Verf.] handelt, indem man (1) seine Voraussetzungen und seine Rolle im System der metaphysischen Werte aufdeckt [...], und indem man (2) zeigt, wie er in den Texten selbst, in denen er formuliert wird und die auf ihm aufbauen, zerlegt wird.«

**216** | Vgl. Kofman, Sarah: Lectures de Derrida, Paris 1984, 93: »Derrida prête attention à tout ce qui occupait une place secondaire, déplaçant ainsi les hiérarchies, subvertisant l'ordonnance assurée du discours philosophique: mettant l'accent sur l'écriture plus que sur la parole, sur le signifiant plus que sur le signifié, il déplace les limites du rhétorique et du philosophique.«

**217** | Vgl. zur Verwandtschaft der Hierarchieumkehrung zum rhetorischen Manöver des Chiasmus: Letzkus, Alwin: Dekonstruktion und ethische Passion. Denken des Anderen nach Jacques Derrida und Emmanuel Levinas, München 2002, 345: »Die Figur des Chiasmus als einer ›Kreuzung‹ erhält in diesem Kontext den mehrfachen Sinn von ›Überkreuzung‹, ›Durchstreichung‹ und ›Tilgung‹, in dem das so ›Durchkreuzte‹ als Spur lesbar bleibt.«

**218** | Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 155-156: »Diese Konzentration auf das scheinbar Marginale verwendet die Logik der Supplementarität als Interpretationsstrategie: Was von vorangehenden Interpreten an den Rand gedrängt oder beiseite geschoben wurde, könnte aus genau den Gründen wichtig sein, die dazu führten, daß es beiseite geschoben wurde. Es handelt sich bei dieser Aufpropfung um eine doppelte Strategie. [...] Einerseits arbeitet die marginale Aufpropfung innerhalb dieser Begriffe, um ihre Hierarchie umzukehren und um zu zeigen, daß dasjenige, was bisher als marginal galt, in Wirklichkeit zentral ist. Andererseits wird diese Umkehrung, die dem Marginalen Bedeutung verleiht, gewöhnlich so durchgeführt, daß sie nicht einfach zur Feststellung eines neuen Zentrums führt [...], sondern zu einer Subversion der Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem, von Innen und Außen. Was ist ein Zentrum, wenn das Marginale zum Zentrum werden kann?«

Der zweite Schritt der doppelten Bewegung der Dekonstruktion besteht in den Folgeeffekten einer derartigen Dezentralisierung (neben der Vermeidung einer metaphysisch-autoritativen Instanz der Präsenz) in einer **Versetzung** – insofern als dass die Texte geöffnet werden für Abseitiges und Gegenteiliges. Ihr Verwendungskontext wird verschoben oder versetzt.<sup>219</sup> Die in der Bewegung der Umkehrung vorgenommene Unterscheidung des bestehenden Textes wird noch einmal unterschieden durch die Verschiebung zum neuen, umgebenden Kontext. Dekonstruktiv behandelte Schriften schließen sich nicht mehr durch eine hierarchisch zentrierte Struktur nach Außen ab, sondern treten in neuartige Beziehung zu umliegenden Schriftfeldern.<sup>220</sup> Dies wird erreicht, indem die Etymologie eines Begriffes zum Ausgangspunkt genommen wird und über ein assoziatives Spiel mit unterschiedlichen Wortbedeutungen weiterentwickelt wird. Eine solche metaphorische Verschiebung erklärt sich aus der Verzeitlichungseigenschaft des différanten Zeichens: Der philosophische Gebrauch von Metaphern veranschaulicht bei Derrida die Überwältigung der inneren Zeichenbedeutung durch ihre äußere rhetorische Verzierung.<sup>221</sup> Auf diese Weise setzt sich die Freilegung des traditionell unterdrückten Begriffs der Schriftform unter dem Diktat des Logozentrismus fort:<sup>222</sup> Philoso-

---

**219** | Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 167: »Gleichzeitig aber (B) behält man den [vom zu dekonstruierenden Text vorgeschlagenen, Anm. d. Verf.] Gegensatz bei, indem man ihn (1) in der eigenen Argumentation verwendet [...] und indem man (2) den Gegensatz in einer Umkehrung wieder aufstellt, die ihm einen anderen Status und einen anderen Nachdruck verleiht.«

**220** | Vgl. Derrida, Jacques: RP, 350: »Die Dekonstruktion besteht nicht darin, von einem Begriff zu einem anderen überzugehen, sondern darin, eine begriffliche Ordnung ebenso wie die nicht-begriffliche Ordnung, an der sie sich artikuliert, umzukehren und zu verschieben.«

**221** | Eine eingehendere Analyse einer philosophischen Metaphorologie muss hier leider aus Platzgründen unterbleiben. Vor allem auch weil eine Dekonstruktion der Bedeutungsfunktion von Zeichen schon im Begriff der Différance erarbeitet wurde – und die metaphorische Bedeutung als eine interessante Reformulierung dieses Problems angesehen werden kann. Vgl. Derrida, Jacques: Die weiße Mythologie, in: ders.: RP, 229-290.

**222** | Vgl. Culler, Jonathan: Dekonstruktion, 162-163: »Wenn man für die enthüllende Kraft poetischer oder kontingenter Elemente in philosophischen Texten eintritt, entwirft man die Möglichkeit, Philosophie als spezifische Form eines allgemeinen Diskurses zu behandeln, und tatsächlich haben dekonstruktive Lektüren genau dies getan. Indem sie philosophische Schriften nicht als Aussagen oder Stellungnahmen, sondern als Texte behandeln [...], nehmen sie scheinbar triviale oder zufällige Elemente, die Philosophen vielleicht als Zufälle des Ausdrucks oder der Darstellung übergingen, ernst und enthüllen so überraschende performative Dimensionen dieser angeblich konservativen Schriften.«

phische Texte werden einer literarisch freien Reproduktion unterzogen. Dieses unorthodoxe Spiel mit Bedeutungsschattierungen und Assoziationen ist der literarische Motor der Dekonstruktion.

### 1.6.2 Es ergibt Sinn.

#### Der ethische Folgenreichtum der Dekonstruktion

Derrida nimmt die Texte zwar beim Wort, begreift sie textimmanent, die Dekonstruktion hakt aber erst ein, beginnt erst zu wirken, wenn sie die Folgen der Werke bedenkt. Die Dekonstruktion argumentiert performativ<sup>223</sup> und autologisch. Es wird die Frage gestellt, was Texte bewirken, indem ihr Gedankengang radikal zu Ende gedacht wird. Um im Anschluss festzustellen, dass die Schriften, wenn man ihre Geltungsabsicht auf sie selbst anwendet, sich auflösen und widersprechen. Derrida argumentiert mehr mit den Wirkungen, die sich aus den Texten ergeben, er beobachtet deren Verhalten und wendet es gegen sie.<sup>224</sup>

Kann man hier nicht sagen, dass Derrida eine Ethik der Schriften betreibt? Eine totale Struktur der Différence, der Aufpfropfungen und ihrer Verwirklichung im Akt der Dekonstruktion, die erst die Beurteilung der Folgen für das menschliche Leben zulässt. Die Performanz von Texten wird auf diese Weise beglaubigt; so ergeben sie Sinn. Eine Welt der Paradoxien und Unterscheidungen nötigt keineswegs zur Sprachlosigkeit oder Unentscheidbarkeit.<sup>225</sup> Sie

**223** | Vgl. Derrida, Jacques: Als ob ich tot wäre, Wien 2000, 23: »Die Dekonstruktion kann nicht vom Performativen gelöst werden [...].«

**224** | Vgl. Weber, Christine: Philosophien der Differenz, 15: »Das Charakteristische und philosophiehistorisch betrachtet Epochale und in der Folge durchaus Schule machende seines Vorgehens besteht indes weder darin, dass er desavouierende Argumente, die von außen an die Texte herangetragen werden, ins Feld führen und damit die Entwürfe der von ihm inkriminierten Denker als widersinnig entlarven würde, noch darin, sich gänzlich von jeglicher metaphysischer Last zu befreien, um seine eigene Philosophie darzulegen. Vielmehr realisiert Derrida seine Intentionen aus und mit den jeweiligen philosophischen, linguistischen, ethnologischen Texten: Er inauguriert einen Prozess einer bedächtigen, dafür aber umso intensiveren Lektüre und Relektüre, deren frap pierender Effekt im Freilegen und Sichtbarmachen zuvor verborgener, gleichwohl aber vorhandener Textschichten besteht.«

**225** | Vgl. Garcia Düttmann, Alexander: Dichtung und Wahrheit, in: Kern, Andrea u. Menke, Christof (Hg.): Philosophie der Dekonstruktion. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis, Frankfurt a.M. 2002, 79: »Denn die strukturelle Gleichzeitigkeit von strukturell Ungleichzeitigem oder Unvereinbarem, in der die Herausforderung der Dekonstruktion liegt, kommt einer Suspension gleich, einem In-der-Schwebe-Halten, das es zwar erlaubt, das eine gegen die Hypostasis des anderen und das andere gegen die

trifft Aussagen über die Folgen von bestimmten Sprechweisen und kann deren Funktion und Reichweite einordnen. Auch ohne metaphysische Gewissheiten gelingt es einem dekonstruktiven Leser, Position zu beziehen, sich auf den Diskurs mit konträren Meinungen einzulassen, auch und vor allem im gesellschaftlich-politischen Bereich folgenreich zu sein.<sup>226</sup> Diese genealogische Restaurationsarbeit baut auf den Erfahrungen und auf den Fehlern der Vergangenheit auf, übernimmt damit erst die Verantwortung für eine zu gestaltende Zukunft.<sup>227</sup>

Derrida zerstört damit nicht die bei anderen Autoren aufgefundenen Elemente einer Präsenz, eines Zentrums oder einer Transzendenz. Er nimmt sie auf, als ob sie seine eigenen Kinder wären, sorgt aber nicht für sie, indem er sie abschottet, sondern lehrt sie Offenheit gegenüber fremden Einflüssen, sogar

---

Hypostasis des einen geltend zu machen, das aber selber sich nicht zu einer Frage oder einer These, einem inhaltlich bedeutsamen Gedanken verdichtet.“

**226** | Vgl. Derrida, Jacques: Gesetzeskraft, 18: »Es handelt sich um eine Entwicklung, die, wie mir scheint, den radikalsten Programmen der Dekonstruktion genügt; sie genügt einer Dekonstruktion, die im Sinne ihrer eigenen Konsequenz nicht in rein spekulativen, theoretischen und akademischen Diskursen eingeschlossen bleiben möchte, und die [...] den Anspruch erhebt, Folgen zu haben, die Dinge zu ändern und auf eine Weise einzugreifen, die wirksam und verantwortlich ist [...].«

**227** | Diese Ausrichtung auf die Zukunft wird als messianisches Element im Denken Derridas ausgelegt. Vgl. Caputo, John D.: Apostles of the Impossible. On God and the Gift in Derrida and Marion, in: Caputo, John D. u. Scanlon, Michael J. (Hg.): God, the Gift, and Postmodernism, Bloomington, Indianapolis 1999, 185-186: »Deconstruction is a call for the coming of something unforeseeable and unprogrammable, a call that is nourished by the expectation of something to come, structurally to come, for which we pray and weep, [...] sigh and dream. Deconstruction is like a deep desire for a Messiah who never shows (up), a subtle spirit or elusive specter that would be extinguished by the harsh hands of presence and actuality. The structural of his being given [...] is just what makes the Messiah possible, just what nourishes our desire and keeps the future open.« Vgl. Caputo, John D. (Hg.): Deconstruction in a nutshell: a conversation with Jacques Derrida, New York 1997, 156: »The messianic tone that deconstruction has recently adopted (which is not all that recent and not only a tone) is the turn it takes toward the future. Not the relative and foreseeable, programmable and plannable future-the future of »strategic planning«-but the absolute future, the welcome extended to an other whom I cannot, in principle, anticipate, the tout autre whose alterity disturbs the complacent circles of the same. The messianic future of which deconstruction dreams, its desire and its passion, is the unforeseeable future to come, absolutely to come, the justice, the democracy, the gift, the hospitality to come.«

gegenüber dem Abgrund ihres eigenen Gegenstandpunkts.<sup>228</sup> Er begrenzt ihre Wirkungsmöglichkeiten als metaphysische Wahrheitsträger und entfaltet im selben Zug ihre Relevanz in einem anarchischen Zusammenspiel von Sprachereignissen, die im beständigen Fluß begriffen sind.<sup>229</sup>

---

**228** | Vgl. Derrida, Jacques: Positionen, 27: »Die Philosophie ›dekonstruieren‹ bestünde demnach darin, die strukturierende Genealogie ihrer Begriffe zwar in der getreuest möglichen Weise und von einem ganz Inneren her zu denken, aber gleichzeitig von einem gewissen, für sich selbst unbestimmbaren, nicht benennbaren Draußen her festzulegen, was diese Geschichte verbergen oder verbieten konnte, indem sie sich durch diese irgendwie eigennützige Repression zur Geschichte mache. Von diesem Moment erfolgt, durch jene zugleich getreue und rücksichtslose Zirkulation zwischen dem Drinnen und dem Draußen der Philosophie – das heißt des Abendlandes – eine bestimmte Textarbeit, die viel Freude bereitet.«

**229** | Vgl. Derrida, Jacques: Gesetzeskraft, 40: »Mit dem Namen der Gerechtigkeit [...] versehen, wird uns in mehr als einer Sprache etwas vererbt, was der Dekonstruktion in ihrem Herzen die Aufgabe eines geschichtlichen und auslegenden Gedächtnisses überträgt; es handelt sich hierbei nicht einfach um eine philologisch-etymologische Aufgabe, um die Aufgabe des Historikers, sondern um die Verantwortung einem Erbe gegenüber, das auch das Erbe eines Imperativs oder eines Bündels an Weisungen ist.«

